

Kapitel 1. Leblanc (06.12.2015)

»Es ist absolut erstaunlich, wie jung Sie sind«, sagte sein Gegenüber. »Würde ich es nicht besser wissen, hätte ich Probleme zu glauben, daß Sie schon volljährig sind.«

»Ich bin 32«, antwortete Leblanc. »Und es ist mir egal, ob Sie mir das glauben. Sie sind schließlich nicht hier, weil Sie einen Lustknaben suchen. Oder habe ich Ihr Angebot da falsch verstanden?«

Der Mann machte eine heftige Armbewegung, behielt aber die Fassung. »Werden Sie nicht frech, oder ich nehme Sie beim Wort.«

Mit einem »Schon gut. Meine Qualitäten befinden sich zwischen den Ohren und nicht zwischen den Beinen«, überspielte Leblanc seine Unsicherheit.

»Das weiß ich. Meine Frage ist: Können Sie auch liefern, bevor die Wahlkämpfe für 2017 beginnen? Der 'Boulevard Atlantique' benötigt etwas Vorlauf, um die Daten auszuwerten.«

»Lassen Sie Ihre Leute schon mal die Auswertungen schreiben.«

Sein Verhandlungspartner wirkte nicht wie ein Sympathieträger, aber da konnte er mithalten. Soziale Interaktionen hatten dem eigenen Vorteil untergeordnet zu sein. Er konnte schon als Kind nicht den Sinn von Konzepten wie 'Freundschaft' oder gar 'Liebe' erfassen und verhielt sich in jeder Situation rein opportunistisch. Damit hatte er zwar alle seine selbst gesteckten Ziele erreicht, entwickelte sich aber zu einem sehr einsamen Menschen. Nicht, daß ihn das gestört hätte. Leblanc tat eben, was getan werden mußte, um Leblanc auf seinem Weg voranzubringen. Ohne Rücksicht und ohne Skrupel.

»Die Auswertung meiner Daten wird einige Zeit in Anspruch nehmen«, fuhr er fort. »In einigen Monaten erhalten Sie die ersten Lieferungen und können damit beginnen, die Social Media in Frankreich nach den Vorstellungen Ihrer Auftraggeber zu beeinflussen. Der Front National wird begeistert sein.«

»Wie kommen Sie auf die Idee, der 'Boulevard Atlantique' würde Aufträge vom Front National entgegennehmen? Das ist eine absurde Unterstellung.«

Die Entgegnung kam ein wenig zu schnell und scharf, wie ein oft einstudierter Reflex.

»Wie Sie meinen. Das spielt auch keine Rolle, solange Ihre Bezahlung stimmt.«

»Sie werden zufrieden sein, wenn wir es sind.« Die Diktion des anderen klang monoton, so als hätte er als Kind an einem Sprachfehler gelitten, den er nur mit therapeutischer Hilfe bewältigen konnte. »Die besprochene Anzahlung wird Ihnen noch heute in Bitcoin zugehen. Hoffentlich sind Ihre Daten seriöser als diese neue 'Währung'.«

»Sie werden finden, daß Ihre Investitionen bei mir gut angelegt sind. Niemand anderes besitzt Zugang zu solchen Daten und ist gewillt, diesen mit Ihnen zu teilen.«

»Ich darf aber im übrigen davon ausgehen, daß Sie dieses einmalige Angebot nur uns machen. Mein Auftraggeber liebt keine Überraschungen und neigt dann zu unüberlegten Reaktionen.«

»Ich verstehe. Diese fetten Kaufleute in den Chefetagen wissen gar nicht, auf was für einem Schatz sie sitzen.«

»Und sie werden es auch nie erfahren, wenn es nach uns geht. Wie ich sehe, haben wir uns verstanden. Noch etwas: sollte bei Ihren 'Ausarbeitungen' etwas schief laufen, werden wir jede Verbindung zu Ihnen abstreiten.«

»Ich weiß mich schon meiner Haut zu wehren.« Leblanc lächelte kalt. Er hatte – und der andere wußte das – keine Hemmungen, anderen weh zu tun. Seelisch und körperlich. Hauptsache, es brachte ihn selbst voran.

»Ihr Ruf ist Ihnen bereits vorausgeeilt.«

»Dann sind wir uns einig?«

»Lassen Sie sich nicht zu viel Zeit mit der ersten Lieferung. Der 'Boulevard Atlantique' wartet nicht gerne.«

Der Mann zahlte seine Schokolade mit behandschuhten Händen und verschwand wortlos aus dem kleinen Bistro in der Seitenstraße. Leblanc tat dasselbe. Er zog aus seiner Tasche einen Streifen Kaugummi, wickelte ihn aus, warf das Papier achtlos weg und schob ihn sich zwischen die schmalen Lippen. Dann schlenderte er kauend die Champs-Élysées in entgegengesetzter Richtung hinunter und lächelte dabei, als hätte er sich soeben mit einem guten Freund getroffen.

Kapitel 2. CERN (03.05.2016)

Dr. Jürg Sellmann hatte heute das Gefühl, außerhalb seines Körpers zu stehen. Eine seltsame Spannung lag in der Luft, wie er sie seit seinem Arbeitsantritt vor acht Jahren noch nicht erlebt hatte. Dabei lief doch alles nach Plan.

Vielleicht kam dieses komische Gefühl daher, daß er in der vergangenen Nacht so furchtbar geträumt hatte. Er befand sich im ATLAS Detektor des LHC. Es war furchtbar heiß. Der riesige Zylinder der Detektorkammer pulsierte hypnotisch im Rhythmus der Maschinen. Er betrachtete fasziniert dieses Pulsieren, das ihm vorher noch nie aufgefallen war. Die Luft um die Kammer herum flirrte vor Hitze und die Oberfläche der Detektorkammer spiegelte wie eine Landstraße in der Mittagssonne. Das Pulsieren wurde stärker und stärker. Fast, als wäre die Kammer ein Lebewesen. Dann wurde sie plötzlich durchscheinend in der Hitze. Er konnte durch die massive Wand in ihr Inneres sehen. Dieses war leer, nicht von zahllosen Schichten von Kühlschlangen, Leitungen und Detektoren erfüllt, wie es eigentlich sein sollte. In der Mitte schwebte eine kleine, silberne Kugel, deren Oberfläche ebenfalls im Rhythmus des Ganzen mit pulsierte. Sie sah aus wie ein einziger, übergroßer Tropfen Quecksilber und schien wie von selbst zu wachsen. Die Wände des Detektors verschwanden ganz und er befand sich allein in der Halle mit dieser metallisch glänzenden Flüssigkeit. Ihre Form veränderte sich, während das Pulsieren gleichzeitig immer langsamer wurde. Die Kugel wandelte sich zu einer furchterregenden Fratze. Sie verließ das ehemalige Zentrum der Kammer und schnappte nach ihm. Er wollte weglaufen, kam aber nicht von der Stelle. Die Umgebung um ihn herum fühlte sich an wie Treibsand. Die Fratze kam immer näher. Er schrie laut auf in Panik. Danach wachte er schweißgebadet auf.

Ein Albtraum. Das passierte einfach von Zeit zu Zeit. Er schälte sich aus den Decken und spürte, daß ihm der Schweiß in einer kleinen Pfütze auf der Brust stand. Nachdem er sich aus dem katatonischen Zustand gelöst hatte, in dem der Traum ihn zurückließ, sah er durch die Vorhänge, daß die Sonne schon aufgegangen war und beschloß aufzustehen. So traf er heute schon um sieben Uhr im Büro ein.

Das Protonen-Kollisions-Experiment lief seit über einer Woche genau im Rahmen seiner Parameter. Er selbst hatte sie mit berechnet. Tag für Tag pumpten sie Energie in das Synchrotron. Kollisionen von Atomkernen im Höchstenergiebereich erwiesen sich als Jungbrunnen für die physikalische Grundlagenforschung. Erst vor wenigen Jahren wurde genau hier das Higgs-Teilchen nachgewiesen und das Standardmodell so glänzend bestätigt.

Jetzt wollten sie darüber hinaus. Irgendwo dort draußen lauerten Bestätigungen für verschiedene Theorien. Oder eben nicht, wenn sie nichts fanden. Seit Jahren untersuchte eine der am CERN beteiligten Organisationen das Verhalten der Atome bei hohen und höchsten Energien. In diesem Jahr hatten sie Meßzeit auf dem Large Hadron Collider bekommen und die durften sie nicht vergeuden. Seit dem Neustart des Systems nach der Winterpause beschossen sie eine nur 100 µm dicke Folie aus Platin mit Protonen ständig wachsender Energie. Traf solch ein

fast lichtschneller Wasserstoffkern auf einen Atomkern der Platinfole, zerplatzte dieser und es entstanden große Mengen exotischer Teilchen, deren Zerfallsreaktionen sie emsig studierten.

In den Daten des Vorjahres fanden Sie Hinweise auf eine Anomalie bei einer Teilchenmasse von 750 GeV. Falls sich dahinter ein neues, bisher unentdecktes, Elementarteilchen verbarg, so galt es das jetzt zu verifizieren.

Jürg schrieb an einem Artikel, den er in einigen Wochen zur Veröffentlichung einreichen wollte und sah nebenher die Tabellen durch, die das Netzwerk auf seinen Bildschirm im Büro lieferte. Nichts Auffälliges. Ein bißchen weniger Energieausstoß als sein sollte, aber alles noch im Rahmen der Meßgenauigkeit. Das passierte öfter. Alles im Plan. Auch, daß der Bildschirm zwischendurch kurz schwarz wurde, gehörte dazu. Seine neue USB-Maus meldete sich von Zeit zu Zeit ab und wollte dann vom Betriebssystem wiedergefunden werden.

So früh am Tag brachte er bis auf einen oder zwei Kaffee nichts herunter. Vor allem heute nicht, wo die Nacht solche Spuren hinterlassen hatte. Der Appetit kam erst nach zwei bis drei Stunden. Genau jetzt. Jürg spazierte gemächlich in die Institutskantine und steckte seine Mitarbeiterkarte in den Heißgetränkeautomaten, der mit all seinem blitzenden Chrom ziemlich protzig aussah. Er wählte eine heiße Schokolade, nahm sich einige Stücke Gebäck vom Buffet und setzte sich damit in den fast leeren Pausenraum. Beate, seine Frau, brachte jetzt wohl gerade die Kinder zur Schule. Danach machte sie Homeoffice. Telefonieren mit der Zentrale und mit den Kunden der Bank, für die sie arbeitete.

Sparverträge liefen derzeit wegen der niedrigen Zinsen nicht gut. Aber Immobilien konnte sie gut verkaufen. Wenn ihre Bank denn an welche herankam. Im Großraum Genf gab es nur wenige freie Objekte. Ein komplizierter Markt, den er nie richtig verstanden hatte. Er liebte seine Frau gerade, weil ihr immer wacher Verstand darin aufging.

Heute hatten sie sich zum Mittagessen verabredet. Am Nachmittag gab es nichts für ihn zu tun. Sie würden die Kinder zusammen aus der Schule holen und über die Grenze ins Vitam nach Neydens fahren. Eine Geburtstagsüberraschung für die Jüngste. Ein ruhiger Tag in einer ruhigen Woche. Jürg ließ sich Zeit beim Frühstück und beeilte sich auch auf seinem Rückweg in sein Büro nicht sonderlich.

Ein Fehler, wie sich sofort herausstellte. Als er das Zimmer betrat, sah er schon aus der Entfernung, daß etwas nicht in Ordnung war. Er eilte an die Bildschirme. Die Energiezufuhr durch hochbeschleunigte Protonen war online und befand sich auf stabilem, immer leicht steigendem Niveau. So hatten sie das Experiment geplant. Sie suchten nach ungewöhnlichen Ereignissen in den Myriaden von Kollisionen, die in jeder Sekunde in der Detektorkammer stattfanden.

Er klickte sich durch die Menüs und kontrollierte die Detektoren, die diese Zerfallsereignisse maßen und protokollierten. Die meisten zeigten nicht mehr das übliche Gewimmel verschiedenster Peaks, sondern Nulllinien! Der Energieausstoß des Systems hatte sich stark verringert und sank weiter. Nur einige sehr hochenergetische Zerfallsereignisse wurden noch angezeigt.

Wo blieb diese Energie? Die Daten, die ihm der Bildschirm anzeigte, standen in krassem Widerspruch zum Energieerhaltungssatz. Ein Meßfehler? Er wagte sich nicht vorzustellen, was im Speicherring passieren konnte, wenn weiter Energie in ein System gepumpt wurde, das sie nicht vollständig wieder abgab.

Plötzlich poppten Fehlermeldungen auf seinem Bildschirm auf. Die Verbindung in die Kammer schien gestört zu sein. Die Detektoren gingen nacheinander vom Netz. Jürg löste Alarm aus und initiierte eine Notabschaltung.

Der Alarm ging los, aber das System reagierte nicht. Sein Bildschirm wurde wieder schwarz und meldete sich nach einigen Sekunden mit einem Netzwerkfehler. Eigentlich hätte das Beam Protection System bereits ohne sein Zutun vollautomatisch den Protonenstrahl unterbrechen und ihn in den Strahlstopper umleiten müssen,

wenn etwas nicht ordnungsgemäß lief. Warum zur Hölle geschah das nicht? Er eilte in den großen Kontrollraum, der einige Zimmer weiter lag. Dort herrschte ebenfalls Unruhe.

»Die Verbindung in die Kammer ist gerade zusammengebrochen. Wir müssen notabschalten! Hat jemand von euch noch Verbindung nach unten? Irgend jemand?«

Er blickte in ratlose Gesichter. Die anderen schienen ebenso überrascht zu sein wie er. Jürg faßte sich als erster. Er mußte nach unten in den Technik-Kontrollraum und das Experiment von Hand beenden. Hoffentlich sah dort jemand die Entwicklung und zog die richtigen Schlüsse daraus. Scheiß Routine. Draußen startete gerade der Frühling durch. Das System lief seit über einer Woche absolut stabil. Sie machten Dienst in ihren oberirdischen Büros, in denen sie freien Blick nach draußen hatten. Kaum einer der Mitarbeiter verbrachte seine Zeit noch tief unter der Erde in der Kammer.

Jürg rannte zu den Fahrstühlen, deren Türen sich gerade öffneten. Ein Schwall von Technikern ergoß sich in den Eingangsraum. Es war Zeit für die allgemeine Frühstückspause.

»Ist noch jemand unten?« rief er in die Gruppe.

»Ich glaub' nicht«, antwortete jemand. »Harry«, er deutete auf einen in der Gruppe »hat Geburtstag und wir haben eine kleine Überraschung für ihn organisiert.«

»Wo ist Stefano?«

»Der hat heute frei.«

»Eine Notbesetzung wird doch wenigstens unten sein?« Er sah einige Gesichter, die erröteten. Eine Antwort bekam er nicht.

»Wir reden später darüber«, schnappte er nach einem Moment der Fassungslosigkeit. »Wir haben soeben die Verbindung in die Kammer verloren. Anscheinend wartet dort auch eine Überraschung, und nicht nur auf Harry. Ich gehe jetzt runter.«

Er zögerte einen Moment und wandte sich dann zum Treppenhaus. Der Fahrstuhl erschien ihm zu riskant, wenn dort unten jeden Moment etwas hochgehen konnte. »Seien Sie froh, wenn Dr. Lies davon nichts erfährt! Ach ja, und falls einer von Ihnen es schafft, von hier oben die Notabschaltung zu initiieren, bevor ich es von unten mache, gebe ich eine Kiste Moët aus.«

Jürg ließ eine Reihe entgeisterter Gesichter hinter sich zurück, als er in das Not-Treppenhaus hechtete, das wie ein Schlot in die Tiefe führte. Wer weiß, was passieren konnte, wenn in der Detektorkammer dort unten etwas schief lief. Die Energie des Strahles kam der eines vollbeladenen, fahrenden Güterzuges gleich. Sein Magen rebellierte bei der Vorstellung, daß unten in der Halle vielleicht gerade eine Feder gespannt wurde, die diesen virtuellen Güterzug in die Apparaturen donnern lassen würde.

Schon nach der Hälfte der Strecke kam er völlig außer Atem. Er fühlte sich eindeutig zu unsportlich für 100 Meter Höhenunterschied und nahm sich vor, sofort mit Ausdauertraining anzufangen, sobald diese Geschichte überstanden war. Schwitzend und keuchend kam er nach einigen Minuten unten in der Kaverne an.

Tatsächlich schien er der einzige hier unten zu sein. In der großen Halle mit all den Pumpen, Kühlanlagen und heliumgekühlten Magneten befand sich kein Mensch. Er eilte mit letzter Kraft an die Kontrollen eines der Hauptrechner und löste die Notabschaltung manuell aus.

Dann verließ das Universum endgültig den Bereich, in dem das Standardmodell Gültigkeit besaß. Mit seinem Ende kam der Lichtblitz. Er explodierte einfach in seinem Gehirn und brannte es aus.

Kapitel 3. Mike (06.05.2016)

Das matschig graue Licht, das durch die Fenster des Verlagsbüros drang, verkündete den baldigen Morgen und die Gebäude änderten ihre Farbe von schwarz zu verschiedenen Grau- und Rosatönen. Wenn die Sonne sich von unten dem Horizont näherte, fingen sie an, in leuchtendem Orange und Gelb zu erstrahlen. Das Laub der Bäume wurde erst bräunlich rot und dann später grün leuchten. Jetzt kurz vor Sonnenaufgang wurden alle Farben neu geboren.

Es hatte sich gelohnt, die Nacht durchzuarbeiten. Mike Peters saß am Freitagmorgen allein in der Redaktion und platzte fast vor Stolz. Die Recherche brachte endlich Ergebnisse. Er hatte ein Phantom aufgespürt! Vor ihm auf dem Bildschirm erschien eine E-Mail mit Registrierungsinformationen. Registrierungen in einem Hotel. Einem besonderen Hotel, das offiziell nicht existierte und 'Die Kolonie' hieß.

Dort stand der Name: 'W. Stein'. Er folgte seinen Spuren seit über einer Woche. Nun ja, nicht er allein, sondern zusammen mit Sébastien Giroud, einem engen Freund von der Uni. Dieser arbeitete jetzt in der IT der Générale Parisienne Assurances (GPA), Frankreichs größter Krankenversicherung. Er ließ regelmäßig verlauten, daß die Netzwerkadministration, die er dort machen mußte, zwar gut bezahlt wurde, ihn aber zu Tode langweilte. Daher kümmerte er sich mit Freude in einem Teil seiner Freizeit auch um Mikes Projekte, die er wesentlich spannender fand. Zusammen bildeten sie ein gutes Team und hatten 'W. Stein' jetzt aufgespürt.

Ein anonymes Tipgebet wies ihn vor einigen Wochen per Mail darauf hin, daß an der Geschichte 'Wissenschaftler begeht Selbstmord und sein Professor verschwindet spurlos' mehr dran sein könnte als das, was die Pariser Polizei in ihren spärlichen Untersuchungsberichten herausrückte. Der Professor untersuchte laut Mikes Quelle eine große Sache, die die Welt der Wissenschaft ordentlich durcheinanderwirbeln würde. Da die Mail interne Informationen aus dem Fachbereich des Professors enthielt, die die Polizei offensichtlich nicht besaß, konnten die beiden seine Spur aufzunehmen und ihr ein Stück voraus sein.

Investigative Arbeit gehörte normalerweise nicht zu seinem Tätigkeitsbereich. Sie bereitete ihm aber viel Spaß und er empfand die Herausforderung als willkommene Abwechslung vom täglichen Sichten von Pressemitteilungen und wissenschaftlichen Veröffentlichungen. Ein Wissenschaftler von Weltruf, der einfach so von der Bildfläche verschwindet, verlockt natürlich zu wildesten Spekulationen. Er lehnte es ab, auf der Basis von Mutmaßungen einen Artikel zu verfassen. Das entsprach auch der Politik der Verlagsleitung, die um die Seriosität des 'Magazine de la Science' fürchtete.

Sébastien folgte Kreditkartendaten und checkte Passagierlisten. Mike redete mit Hotlines und besuchte Leute im ganzen Land. Als Redakteur des führenden Wissenschaftsmagazins Frankreichs hatte er seine Freiheiten. Außerdem gingen viele Leute, die ihre Informationen mit ihm teilten, in dieselben Kneipen und Clubs wie er. Er hatte sich gut vernetzt und wo seine Beziehungen nicht hinreichten, ließ er seinen Charme spielen. Und wo auch das nicht reichte, sprang Sébastien ein und hackte sich in fremde Systeme, bis sie zusammen das nächste Puzzlestück aufspürten. Jetzt – ganz langsam – ergaben die Teile ein stimmiges Bild.

Schnell fanden sie heraus, daß es sich nicht um eine Entführung handelte. Der Professor lebte noch und war wohl aus freien Stücken untergetaucht. Sie rekonstruierten seine letzten Tage und folgten seinen Spuren durch Frankreich, in die USA und wieder zurück, bis sie sich am Ende eines Flugtickets nach Santiago de Chile zunächst verloren. Sébastiens Einsatz verdankten sie es, daß ihre Nachforschungen an dieser Stelle nicht endeten. Mit der Geduld einer Katze, die einen Vogel belauert, suchte er in der näheren und weiteren Umgebung der chilenischen

Hauptstadt nach Objekten und Einrichtungen, die die Möglichkeit besaßen, einem Wissenschaftler von Weltrang Zuflucht zu gewähren. Wovor auch immer.

Über die Facebook-Freunde von Alberto Anvar, eines Wissenschaftlers der Universidad de Chile, der wiederum mit Professor Stein befreundet war, fand er einige Hinweise auf die 'Kolonie'. Der Name erinnerte zwar an ein schlimmes Kapitel der jüngeren chilenischen Geschichte. Offiziell handelte es sich aber nur um ein Hotel. Ein Hotel in einem schwer zugänglichen Flußtal in den Anden ohne jegliche Sehenswürdigkeit weit und breit. Ein Hotel fernab aller Straßen und ohne Internet.

Ein kurzer Check über die gängigen Satelliten-Karten zeigte Mike, daß sich an diesem Ort unmöglich nur ein Hotel befinden konnte. Auf einer natürlichen Halbinsel zwischen den beiden Armen eines kleinen, gewundenen Flußchens befanden sich eine ganze Reihe größerer Gebäude und ein weitläufiges, parkähnliches Grundstück mit einigen Bungalows zog sich die Hänge hinauf. Die Auflösung der Aufnahmen lag an der untersten Grenze dessen, was man für solches Kartenmaterial verwendete. Dennoch konnte man mit etwas Fantasie sogar technische Anlagen sowie Absperrungen und Zäune erahnen.

Die Sicherheitsvorkehrungen ließen auf etwas Größeres schließen, militärisch möglicherweise. Die Unmöglichkeit, auf anderen Wegen herauszufinden, was sich dort wirklich befand, ebenso. Auch die Verbindungen nach außen mußte Sébastien mit der Lupe suchen. Schließlich fand er eine Art Treuhänder oder Steuerberater in Santiago, der in regelmäßiger Verbindung mit dieser Anlage stand. Auf einer seiner Festplatten entdeckte Sébastien schließlich die entscheidenden Informationen. Demnach handelte es sich um eine Art wissenschaftlicher Stiftung mit unklarem Zweck und unbekanntem Eigentümern. Neben anderen Unterlagen lud Sébastien auch eine Liste der Besucher der letzten Monate herunter und genau die lag jetzt vor ihm.

Marie Bouesnard, seine Assistentin, traf gerade ein und kam mit Café au lait und Croissant herein. »Hallo Michel, Du siehst aus wie eine Katze, die einen Vogel gefangen und gefressen hat. Dann hat sich die Nachtschicht wohl gelohnt.«

Mike sah sie gequält an. »Nenn mich nicht immer Michel. Du weißt, daß ich das nicht mag.«

»Ja, Michel.« Mike verdrehte die Augen, aber Marie konnte sich das herausnehmen, ohne Konsequenzen befürchten zu müssen. Dafür arbeitete sie zu gut und außerdem waren sie auch privat befreundet. Sie kümmerte sich um das Team in der Zeit, in der er seinen Spuren folgte. Sie hielt ihm den Rücken frei und delegierte die Recherche an die Redaktionspraktikanten, arme Studenten, die hier für einen Hungerlohn und die Aussicht, vielleicht irgendwann einmal fest eingestellt zu werden, die Zuarbeiten für die Redakteure machten.

Er liebte diese Zustände nicht, aber er hatte sie nicht gemacht und er wußte genügend um die Finanzen des Verlags, um zu verstehen, daß es heutzutage nicht mehr anders ging, wenn man ein Printmagazin am Leben halten wollte.

»Ja, ich hatte Erfolg. Ich kenne jetzt den Aufenthaltsort von Professor Stein.« Er nahm genußvoll einen Schluck von seinem Milchkaffee. Seine Hitze und die leichte Karamelnote im Abgang regten seine Sinne an und verscheuchten die Müdigkeit für eine Weile. »Und ich bin ihm buchstäblich ans Ende der Welt gefolgt.«

»Heißt das, ich kann jetzt wieder meiner normalen Arbeit nachgehen?« Marie sammelte systematisch die Kaffeebecher ein, die im ganzen Zimmer herumstanden. Mike hatte die Angewohnheit, sie zu vergessen, wenn er konzentriert arbeitete. Er holte sich dann einfach einen neuen Kaffee und die alten Becher standen irgendwo herum und ihr Inhalt wurde kalt.

»Noch nicht ganz. Ich muß den Professor zunächst besuchen und seine Version der Geschichte erfahren. Das könnte sogar der schwierigere Teil der Geschichte werden.«

Die Betreiber des Hotels, das offiziell nicht existierte, schirmten es streng nach außen ab. Seine Abgelegenheit schützte es zusätzlich. Dort hinein- und vor allem gesund wieder herauszukommen würde noch einiges an Vorbereitung erfordern. Das sagte er ihr aber nicht. Sie würde sich Sorgen machen. Zu Recht.

Marie war ein kleines, drahtiges Persönchen. Ihre grünen Augen harmonierten gut zu der Stupsnase in ihrem Gesicht, um die sich ein paar einsame Sommersprossen tummelten, die sie ebenso regelmäßig wie erfolglos zu überpudern versuchte. Die Haare trug sie braun gefärbt mit einzelnen, blonden Strähnen. Alles in allem verbrachte sie sicherlich jeden Tag einige Zeit damit, sich für die Welt da draußen zurechtzumachen. Der Aufwand, den sie trieb, lohnte sich, denn die meisten Männer ließen sich von ihr problemlos um den Finger wickeln. Eine Fähigkeit, die sie als Mikes Assistentin geschickt einzusetzen wußte.

»Du mußt aber sehr bald wieder mit Deiner normalen Arbeit fortfahren. Am besten gestern!« Sie goß mittlerweile die mehr oder weniger spärlichen Inhalte der Becher zusammen und stapelte danach die leeren Becher alle säuberlich ineinander. »Ich weiß mir zwar zu helfen. Aber auf ewig kann ich Dir die Chefetage nicht vom Leibe halten, wenn Du nicht bald Ergebnisse lieferst.«

»Ich werde im Verlauf des Wochenendes hoffentlich in Erfahrung bringen können, wie ich zu Professor Stein und wieder zurückkomme. Sollte ich bis Sonntag noch keinen Plan haben, werde ich in den nächsten Wochen business-as-usual machen. Versprochen.«

Marie verließ den Raum und er rief ihr noch scherzhaft hinterher: »Ich hoffe, daß Du damit nicht den Automaten neu bestückst. Zumindest würde das erklären, warum sein Kaffee so schmeckt, wie er eben schmeckt.«

Er lächelte in sich hinein und nippte weiter an seinem Getränk, während er die Nachrichten durchsah, die jetzt von den Agenturen hereintröpfelten. Die Welt geriet zwar immer mehr aus den Fugen, aber sie ließ sich genug Zeit damit, daß einen die Entwicklungen nicht überrollten. Er konnte dabei froh sein, daß nicht schon wieder ein neues Attentat die Schlagzeilen beherrschte. So drangen genügend wissenschaftliche Nachrichten an die Oberfläche, damit seine Redaktion ihre Arbeit machen konnte.

Ein Kongreß von Physikern in Paris wurde verschoben, weil gleich mehrere der Hauptredner sich krank gemeldet hatten. Eine halbwissenschaftliche Fanseite berichtete von einer neuen Variante der M-Theorie, die angeblich alle Naturkräfte inklusive der Gravitation widerspruchsfrei unter einem Dach vereinigte. Er hatte zwar davon schon gehört, aber die mathematischen Details überstiegen seinen Horizont deutlich. Außerdem erschien ihm die Quelle nicht seriös genug. Sollte etwas an dieser Theorie dran sein, würde sie nicht auf einer Webseite veröffentlicht werden, die in einem Atemzug über den angeblichen Beweis referierte, daß Mikrowellen krebserregend seien und Massenimpfungen futuristisches Teufelszeug zur Kontrolle der Bevölkerung.

Im südlichen Jura hatte es ein leichtes Erdbeben gegeben. Das Epizentrum lag an der französischen Grenze in der Nähe von Genf. Das Jahrestreffen der Seniorexperten Chemie der Gesellschaft Deutscher Chemiker würde übernächste Woche stattfinden. Einer seiner Kontakte, 'Lobélia' (nach eigenen Angaben ein wissenschaftlicher Mitarbeiter des MIT), hatte sich gemeldet und um ein Gespräch gebeten. Bei allem handelte es sich um nichts Aufregendes und es würde Marie sicher nicht überfordern.

Gegen Mittag machte er Schluß. Er würde das Wochenende sowieso hier verbringen. Da konnte er sich unbesorgt den Rest des Freitags freinehmen. Auf dem Weg nach Hause wäre er auf dem Platz vor dem Hôtel de Ville beinahe in eine Gruppe Touristen gerannt, weil ihm dauernd die Augen zufielen. Sie schossen eifrig Selfies vor der Fassade und nahmen ihn kichernd als Lokalkolorit zur Kenntnis. Dieses Nachtleben bekam ihm nicht mehr so gut, wie früher, fand Mike. Warum konnten sich seine Quellen bloß nicht an die offiziellen Bürozeiten halten, fragte er sich schläfrig, während er die Treppen zu seinem Appartement im vierten Stock hinaufstapfte.

Zu Hause schaltete er als erstes das Radio an. Etwas anspruchslose, ruhige Musik wäre jetzt gut. Er machte sich eine Dose Cassoulet auf. Während der Eintopf auf dem Herd stand, räumte er die Spülmaschine aus, füllte die Waschmaschine mit seinen Anzihsachen und schlüpfte in seinen bequemen, schwarzen Trainingsanzug. Er aß mit Genuß. Französische Fertiggerichte sind generell hochwertiger als deutsche und er wußte, in welchem Supermarkt es die besten davon gab.

Danach zog es ihn mit einem Espresso aufs Sofa. Kaum saß er aber dort, so lag er auch schon und schlief sofort ein. Unruhige Träume quälten ihn. Gegen die Reise, die ihm jetzt bevorstand, war das Dschungelcamp ein Kinderspiel. *Stundenlang lief er durch nächtliche Wälder. Professor Stein befand sich irgendwo vor ihm, aber jedes Mal, wenn er glaubte, ihn zu fassen zu bekommen, entschwand dieser wieder zwischen den Büschen und das Dickicht schien undurchdringlich zu sein. Er mußte ihn als erster erreichen, denn er war nicht der einzige Jäger im Dschungel. Hinter sich hörte er Schritte und laute Geräusche, so als ob etwas sehr Schweres durch die Büsche brach. Endlos schien sich diese Jagd hinzuziehen. Über Stock und Stein, durch flache Wasserläufe, über kleine Lichtungen und einen Berg hinauf.*

Endlich wachte er auf, ohne den Professor erreicht zu haben. Er hatte sein T-Shirt unter der Trainingsjacke durchgeschwitzt. Das Abenteuer, das ihm bevorstand, ängstigte ihn weitaus mehr, als er anderen gegenüber zugegeben hätte. Selbst Sébastien gegenüber mochte er diese Schwäche nicht eingestehen. Immerhin hatten sie gemeinsam einige Nächte Arbeit in das Projekt gesteckt.

Jetzt, wo sie wußten, wo sich der Professor befand, mußte er ihn auch befragen. Mike hatte einige Ideen, wie er das Risiko für sich minimieren konnte. Unterm Strich blieb es aber ein gewagtes Spiel, sich so weit auf unbekanntes Terrain zu wagen. Außerdem würde er am Schluß improvisieren müssen, denn er konnte erst vor Ort herausfinden, auf welchem Wege er am risikolosesten auf das Gelände kam, um den Professor zu finden.

Trotz allem schien ihn der Schlaf regeneriert zu haben. Er fühlte sich etwas wacher als vorhin auf dem Heimweg. Er schaltete seinen Kaffeevollautomaten wieder ein, setzte sich mit einem Milchkaffee ans Notebook und loggte sich in der Redaktion ein. Die meisten Mails fand er bereits bearbeitet vor. Was würde er nur ohne Marie machen, fragte er sich rhetorisch und lächelte.

Ein Memo hatte sie ihm hinterlassen: *'Cher Michel, eben hat noch jemand angerufen, der sich Lobélia nannte. Er sagt, er kennt Dich. Es schien ihm wichtig zu sein und er bestand darauf, Dich persönlich zu sprechen. Ich habe ihm gesagt, daß Du am Wochenende arbeitest. Er will es dann nochmal versuchen. LG Marie. P.S.: Irgendwas war komisch (außer der unterdrückten Nummer). Er klang irgendwie nervös. So, als ob sein Chi nicht im Gleichklang wäre.'*

Er runzelte die Stirn. Er haßte seinen richtigen Vornamen seit seiner Schulzeit und versuchte immer wieder, ihn unter Verschuß zu halten und durch das einfachere 'Mike' zu ersetzen. Leider gelang ihm das nicht bei jedem. Seine Physiklehrerin am Lycée hatte ihn seinerzeit sehr unfair behandelt. Jedenfalls empfand er das so. Ihr genäseltes 'Michel' klang ihm heute noch in den Ohren, wenn er seine Erinnerungen Revue passieren ließ. Wenn ihn jemand unvermutet so anredete, bekam er jedes Mal eine Gänsehaut.

Eine Mail von seinem anonymen Kontakt lag noch im Eingangskorb. Eigenartig, daß er sich gerade heute meldete. In den letzten zwei Wochen hatte er nichts von sich hören lassen.

'Sehr geehrter Herr Peters, ich würde mich freuen, wenn Sie mich gelegentlich über die Fortschritte bei Ihren Nachforschungen auf dem Laufenden halten würden. Wir machen uns hier alle große Sorgen um Professor Stein. Mit freundlichen Grüßen S.M.' Im Absenderfeld stand ein Einmalpostfach bei einem großen Anbieter. Keine Chance, etwas über seine Identität herauszubekommen.

Mike überlegte kurz und antwortete dann: *'Sehr geehrte(r) S.M., Ihre Nachfrage ehrt mich. Derzeit sind meine Fortschritte leider nur marginal. Allerdings verstehen Sie sicher auch mein Interesse, zu wissen, wer sich da so große Sorgen um seinen Kollegen(?) macht. Ich könnte Sie einfacher auf dem Laufenden halten, wenn ich wüßte, mit wem ich rede. Mit freundlichen Grüßen M.P.'*

Er versuchte noch, die restlichen Mails zuende zu bearbeiten, aber nach einigen Minuten verschwammen die Buchstaben vor seinen Augen. Seine Konzentration ließ jetzt genauso schnell nach, wie er sie wiedergewonnen glaubte. Allerdings fühlte sein Körper sich noch nicht müde. Mike entschloß sich, auszugehen, um ein wenig auf andere Gedanken zu kommen. Es gab einige Kneipen im Marais, dem Stadtviertel, in dem er lebte, in denen er vielleicht Freunde treffen würde. Essen gehen mit Sébastien. Entspannt reden bei einem schönen Glas Rotwein in lauschiger Atmosphäre, das wäre jetzt was. Und falls er später in den Bars niemanden treffen würde, gab es noch einen Tanzclub in der Nähe der Rue des Archives. Dort konnte er immer prima abschalten.

Mike brauchte sich keine Sorgen darum zu machen, daß es ihm dabei an Unterhaltung und Ansprechpartnern mangeln würde. Er war hochgewachsen, wenn auch nicht allzu schlank. Er fand keine Zeit für ein regelmäßiges Training im Studio und er aß viel zu gerne und nicht immer regelmäßig. Das hinterließ Spuren auf seinen Hüften. Die blaugrünen Augen in seinem jugenhaften Gesicht strahlten aber große Herzlichkeit aus in Verbindung mit einer gewissen kindlichen Unschuld. Sein wilder, brauner Haarschopf, den er ebenso regelmäßig wie erfolglos mit Gel in Form zu bringen versuchte, unterstrich das perfekt. Er besaß ein freundliches Wesen und seine Manieren stammten aus der diplomatischen Schule seiner Mutter. So flogen ihm die Herzen beider Geschlechter zu, sobald man mehr als einige Worte mit ihm gewechselt hatte.

Außerdem hatte er sich bestens vernetzt und kannte eine Menge Leute. Er bevorzugte dabei privat allerdings Männer. Die kurzen Affären, die er in seiner Studienzeit mit Frauen hatte, ließen ihn immer mit dem Gefühl zurück, daß dabei eine wichtige Komponente fehlte. Diese fand er in den Clubs des vierten Arrondissements.

Mike duschte ausgiebig, schnitt seinen Bart ganz kurz und zog sich frische Kleidung an. Kurzärmelig, Jeans und schwarze Sambas wählte er für einen lauen Abend wie heute. Er gelte seine Haare neu, legte ein leichtes Parfüm auf und warf sich noch einen dünnen Pullover um die Schultern. Dann marschierte er beschwingt die Treppen hinunter.

Gerade ging er zur Haustür hinaus, da klingelte sein Handy.

Kapitel 4. Maurice (06.05.2016)

Den Beat der Musik hörte man selbst hier unten. Kleine Lautsprecher unter der Decke verbreiteten ihn. Kaum zu erkennen, weil sie mit Tarnnetzen verhängt war. Leise wummerten die Bässe, nach denen sich oben auf der Tanzfläche rhythmisch zuckende Leiber verrenkten.

Maurice Belloumi stand allein hier unten. Um diese frühe Tageszeit gab es nur wenig Gesellschaft. Zu früh, um Spaß zu haben. Er lehnte lässig an einer Backsteinmauer und beobachtete die leere Szene. In einigen Stunden würde es hier unten genauso voll werden wie oben. Schwitzende Körper streifen durchs Halbdunkel – taxierende Blicke – ein Markt für frisches Fleisch. Paare und Gruppen finden sich. Wechseln einige Worte. Dann verschwinden sie in einer der Kabinen, deren Türen jetzt alle offenstanden. Maurice kannte das von ungezählten Malen davor. Es lief jedes Mal gleich ab.

Aber das alles würde erst später passieren. Die Luft roch noch unverbraucht, wenn auch nicht angenehm. Nach verschüttetem Bier und kaltem Rauch. Ein Geruch, so penetrant, daß selbst die dicken Mauern ihn auszuatmen

schiene. Auch wenn die Clubs in Paris auf behördliche Anordnung schon lange extra Zonen für Raucher ausweisen mußten, steckte der Geruch aus früheren Zeiten noch tief im Gemäuer. Keine Reinigung konnte ihm beikommen. Man würde das Haus abreißen müssen, um ihn zu beseitigen.

'Bald kommen weitere Noten dazu', dachte sich Maurice. Schweiß. Parfüm. Gummi. Leder. Halbnackte Männerkörper. Geilheit. Auch die hatte eine spezielle Note, den seine von Kindheit an überempfindliche Nase zielsicher zwischen den anderen Gerüchen herausfiltern konnte.

Er stand schweigend da. Genießte die Ruhe und kaute einen Kaugummi. Die Daumen in die Taschen seiner Lederjeans gehakt. Ein schwacher, kalter Luftzug drang durch eine geöffnete Kellertüre. Ihn fröstelte kurz und die Nippel unter seiner Lederweste richteten sich auf. Er sah sehr männlich aus, wie er dastand, und er wußte um seine Wirkung auf andere. Sein Körper war mittelgroß mit breiten Schultern. Die Folgen regelmäßigen Sports. Seine Gesichtszüge sahen nicht ebenmäßig aus, aber interessant. Klare braune Augen, volle Lippen, eine etwas zu große, arabische Nase, leicht abstehende Ohren, kurze braune Haare und Sechstagebart. Eine Narbe an der linken Schläfe, die unter dem kurzen Haar bei diesem Licht nicht zu erkennen war, von einem Kampf, als sie zu einem Spiel von Saint Germain abkommandiert waren. Trainierte Arme mit sehnigen Unterarmen. Nicht zu muskulös, aber ein angenehmer Anblick. Die Ranken eines Tribals wanden sich um seinen Oberarm über die linke Schulter in Richtung Hals. Der leicht braune Teint seines algerischen Vaters kam hier unten leider nicht zur Geltung, aber bei Tageslicht schauten sich die Frauen nach ihm um, wenn er wieder im Arrondissement Streife ging.

Das interessierte ihn wenig. Er stand auf Männer. Richtige Männer, nicht die Zerrbilder aus den Lifestyle-Shows der privaten Fernsehsender. Kräftige Kerle, die auch mal nach Mann riechen durften und nicht nur nach After Shave. Die Art Männer, wie sie sich hier in einigen Stunden tummeln würden. Darauf wartete er. Für sie hatte er sich zurechtgemacht.

Die ersten Schatten kamen die Treppe hinunter. Standen im Licht, das von oben kam und versuchten, ihre Augen an das Halbdunkel zu gewöhnen, das hier unten herrschte. Er hatte Zeit genug, sie in Ruhe zu taxieren, ehe auch sie ihn erkennen konnten. Er kannte sie alle. Frühankömmlinge wie er. Nicht daß er die Gesichtszüge zugeordnet hätte. Dafür gab es zu wenig Licht. Aber etwas im Gang, in der Körperhaltung, der Größe, ein Räusperrn oder ein Geruch genügte, um sie zu identifizieren. Maurice konnte sich das merken. Auch nach Jahren erkannte er zielsicher jemanden, dessen 'Profil' er einmal aufgenommen hatte. Seine Kumpels im Revier bewunderten ihn dafür, wie genau er jemanden beschreiben konnte, den er einmal gesehen hatte. Und sie tuschelten hinter seinem Rücken über die 'Schwuchtel'. Daran hatte er sich gewöhnt. Solange sie ihn nur respektierten ließ ihn das kalt.

Er ging kurz nach oben an die Bar, um sich einen neuen Wodka Orange zu holen, der dritte oder vierte mußte es sein. Er drängte sich an den Leuten vorbei, die jetzt in größerer Zahl die steile Treppe hinab strömten. Verharrete einige Minuten an der Tanzfläche. Lauschte dem ewig gleichen Takt der Musik, der die Ohren betäubte. Hypnotische Blitze aus dem Stroboskop, die blendende Striche auf der Netzhaut hinterließen, wenn er die Augen schloß. Nicht zu lange, sonst verlor er das Gleichgewicht.

Der Barkeeper stellte einen Gin Tonic vor ihn hin. »Von dem Herrn da.« Er nickte in Richtung eines Gastes, der einige Stühle weiter saß. Der prostete ihm zu. Maurice prostete zurück und nickte dankend. Als der Mann Anstalten machte, zu ihm zu kommen, leerte er schnell das Glas, griff sich seinen Drink und drängte sich wieder in Richtung Treppe. Der Typ war nicht sein Fall. Viel zu alt. Das sah man sogar in dem schummrigen Licht am Tresen. »Salut, ich bin Jean...« rief der ihm hinterher, aber da befand er sich schon auf dem Weg nach unten.

Maurice ging nicht mehr ganz trittsicher und fühlte eine verwegene Leichtigkeit in der Magengegend. Er steckte die Kondome, die er mit dem Wechselgeld erhalten hatte, achtlos in die Innentasche seiner Weste und besuchte den Abtritt. 'Toilette' wäre für diesen Ort geschmeichelt gewesen. Schnell erleichterte er sich, denn er haßte den

Gestank von Urin. Er verabscheute auch die Männer, die hier ihren Abend verbrachten, um neue Kontakte zu knüpfen. Seine Welt sah anders aus. Für ihn spielte die Musik im Keller mit seinen dunklen Gängen und den Kabinen.

Allmählich füllten sich die unteren Räume. Die Uhrenapps auf den gelegentlich aufglimmenden Smartphones zeigten mittlerweile weit nach Mitternacht und viele Jungs hatten sich den Frust der Woche aus den Gliedern getanzt. Sie suchten nach Entspannung. Entspannung von der Art, wie es sie hier gab.

Maurice hatte genug gesehen. Mit einer unauffälligen Bewegung drückte er seinen Kaugummi in eine der Mauerfugen hinter seinem Rücken, stellte das Glas in einer Nische ab und folgte einem der Schatten. Der Schatten trug hohe Stiefel, eine Chaps und einen Harness. Er erschien etwas größer als er selbst und ein wenig schlanker. Genau das, was er jetzt brauchte.

Er zog die Lederweste enger an seinen Körper, damit sie die dezenten Hüftrollen verdeckte, die er trotz allem Trainings und Sports nicht loswurde. Hier unten zählten solche Details. Der Schatten, den man warf, durfte keine Schönheitsfehler haben. Hier unten im Darkroom – wahrscheinlich dem verrufensten Ort von ganz Paris – zählte die Schönheit. Oder die Facette, die man beinahe ohne Licht davon erkennen konnte.

Der Schatten vor ihm blieb kurz an der Wand stehen, um ihn und einige andere vorbeizulassen. Maurices Hand strich leicht über eine nackte Arschbacke des Schattens. Ein kurzer Blick, ein kaum angedeutetes Nicken des Kopfes in Richtung der Kabine vor ihnen. Das reichte normalerweise, damit man ihm folgte.

Dort stand er für einen Moment allein. Ein schwacher, roter Strahler beleuchtete – nein verdunkelte – die Ausrüstung, die an der Wand angebracht war, und die er zu benutzen gedachte. Sekunden reihten sich aneinander. Tröpfelten dahin, während er auf den Schatten wartete. Schon viel zu lange. Wo blieb er nur?

Jetzt stand jemand in der Tür, die er offengelassen hatte. Machte einen Schritt herein auf ihn zu. Das Gesicht erschien kurz im Lichtschein des Strahlers. Der Falsche! Maurice drängte sich rücksichtslos wieder aus der Kabine heraus, was ein Stöhnen und einen leisen Fluch zur Folge hatte »Salope!« Er kam gerade noch rechtzeitig, um 'seinen' Schatten mit jemand anderem in der Nachbarkabine verschwinden zu sehen. Verdammt!

Noch einige Drinks an der Tanzfläche. Noch ein Besuch auf dem Abtritt. Maurice taumelte auf der Treppe mehr nach unten, als daß er noch ging. Fing sich und folgte einem Kerl vor ihm nach hinten. Schien auch ganz geil zu sein. Hochgewachsen und halbwegs schlank. Enge Jeans, Sneakers, Basecap und ein Markenpolo. Dezent parfümiert, ihm unbekannt, aber nicht unangenehm. Eigentlich sogar sehr angenehm, denn die meisten Gäste hier parfümierten sich mit eher durchdringenden Noten. Die meisten davon empfand er als Gestank – ungeachtet dessen, daß die Düfte sicherlich sehr teuer waren.

Der Kerl hatte zu viel Stil für diesen Ort und diese Tageszeit. Maurice fühlte sich für einen Moment, als befände er sich in der Alien-Bar auf Tatooine, in der Luke Skywalker seinerzeit den verruchten Han Solo angeworben hatte. Sie standen eine Minute in einer dunklen Ecke. Versuchten das Gesicht des anderen durch die Finsternis zu erspähen. Vergebliche Liebesmüh. Als jemand in der Nähe mit der Taschenlampe seines Smartphones umherleuchtete, konnte er kurz einen sehr akkurat geschnittenen Bart erkennen. Die Augen blieben im Dunklen des Basecaps. Dann ging sein Mann weiter. Verweilte kurz vor der Türe einer offenen Kabine.

Maurice hatte lange genug gewartet. Er drückte von hinten gegen seinen Vordermann und schob ihn in die Kabine hinein. Eine Hand auf seinem Arsch ließ ihn fühlen, daß noch jemand hinter ihnen war und mitmachen wollte. Das konnte er nicht zulassen. Er wollte den Kerl für sich allein. Er drehte sich um und schob seinen Hintermann rücksichtslos aus der Kabine hinaus, so daß der gegen die Korridorwand flog und verriegelte die Türe hinter ihm.

Jetzt konnte man die Dunkelheit geradezu mit Händen greifen. Nur ein schwacher Lichtschimmer kam unter der Türe hindurch. Er drückte seinen Vordermann sanft, aber nachdrücklich auf die Liege, die sich in der Kabine befand. Tastende Hände strichen über seinen Körper, verweilten an den Nippeln, die sich unter der Berührung sofort aufrichteten, und fanden schließlich die Beule in seiner Lederjeans.

Maurice spürte ein Fläschchen, das ihm unter die Nase gehalten wurde. Er nahm einen tiefen Atemzug. Rote Nebel erschienen vor seinen Augen. Die Welt begann sich langsam zu drehen. Sein Fokus engte sich ein auf den Körper vor ihm. Seine Erregung versteifte sich mit jeder Sekunde. Er stöhnte leise. Er wollte den Kerl. Jetzt und hier!

Kapitel 5. Mike (06.05.2016)

Mike landete im 'Chez Marianne', einem kleinen Restaurant im jüdischen Viertel. Er saß mit Sébastien an einem Tischchen vor der Türe. Zwar wehte gelegentlich der Dampf von E-Zigaretten herüber, aber eine warme Frühlingsbrise hielt die Luft rein und sorgte gleichzeitig dafür, daß das Sitzen angenehm war, und die Kälte, die noch vom Winter im Boden steckte, sich nicht in den Füßen festsetzen konnte.

Der Frühling ließ sich Zeit in diesem Jahr. An diesem Abend konnte man zum ersten Mal ohne Jacke auf die Straße gehen. Folglich tummelte sich halb Paris draußen. Es wurde jeden Tag später dunkel und auch danach herrschte eine lichte Dämmerung, die einen bis fast Mitternacht von dem Gedanken abbrachte, daß es schon spät sei und daß man am nächsten Morgen früh aufstehen müsse. Deswegen trieb es die Leute jetzt raus, als hätte der Winter ewig gedauert. Mike liebte dieses Klima und beobachtete in Ruhe die turtelnden Pärchen, die Hand in Hand vor den Schaufenstern der unzähligen kleinen Läden entlang schlenderten.

»Da hatten wohl zwei Seelen denselben Gedanken!« Sébastiens Stimme klang sanft und besaß einem rauchigen Unterton. Mike nahm einen genußvollen Schluck Mouton Cadet aus dem Glas, das neben seinem leeren Teller stand.

»Ja, schön nicht? Ich habe mich nicht getraut, bei Dir anzurufen, weil wir die ganzen letzten Wochen praktisch immer aufeinander gehockt haben. Aber umso besser, daß Du vorhin durchgeklingelt hast!«

Er warf einen langen, fast zärtlichen Blick auf seinen besten Freund. Sie steckten seit dem Studium zusammen und kannten sich gegenseitig besser und intimer, als sie es ihren jeweiligen Partnern gestatteten.

Sébastien überragte Mike nochmals um einen halben Kopf, sein Körper wirkte aber viel schlanker, fast mager. Obwohl er einen nicht unbeträchtlichen Teil der Woche in Sportstudios verbrachte, wollten die Muskeln einfach nicht wachsen. In seinem hübschen, jungenhaften Gesicht standen zwei riesige, braune Augen. Zusammen mit den weit abstehenden Ohren und seinem breiten Lächeln ergab das ein Gesicht, das zwar wenig an einen kleinen Kasper erinnerte, aber super nett und sympathisch wirkte. Derzeit war Sébastien solo, aber seine häufig wechselnden Freundinnen zeigten, daß es eine große Zielgruppe gab für Männer wie ihn.

»Ich mußte heute Abend einfach raus. Die letzten Recherchen für Dich sind mir ein wenig an die Substanz gegangen. Ich bin kaum zum Schlafen gekommen. Außerdem habe ich in der Firma auch einiges an Stunden gelassen. Ich bin schon vor Wochen über einige sehr umfangreiche Datenabfragen gestolpert und dann vor einigen Tagen jemandem auf die Schliche gekommen, der ... aber das führt jetzt zu weit.«

Sébastien, der gerade etwas abwesend wirkte, sah Mike jetzt direkt in die Augen. »Irgendwas läuft derzeit bei mir nicht rund, weißt Du? Ich bin aber noch nicht dahintergekommen, wo es genau hakt. Ich muß noch ein paar-mal drüber schlafen. Dann sortiert sich das.«

»Hey, paß bitte auf Dich auf, Séb!« Mike blickte besorgt auf seinen Freund, auf dessen lustiges Gesicht plötzlich ein Schatten von Müdigkeit fiel. Hatte er diese Ringe unter den Augen vorhin übersehen, oder lag das am flackernden Schein der Windlichter auf den Tischen?

Er nahm die Hände seines Freundes und sah ihm tief in die Augen. Wenn man die beiden nicht kannte, hätte man sie jetzt glatt für ein Liebespaar halten können. »Séb, Du bist mir wichtig. Ich möchte nicht, daß Du Dich überarbeitest oder meinetwegen unnötige Risiken eingehst!«

»Soll das jetzt eine Liebeserklärung werden?« Um Sébastiens Mundwinkel zuckte es schon wieder spöttisch.

»Hey, dafür kennen wir uns wirklich ein wenig zu lange. Du weißt aber hoffentlich, daß Du mir trotzdem viel bedeutest. Irgendwie bist Du der kleine Bruder, den ich nie hatte.«

»Ein kleiner Bruder, der einen halben Kopf größer ist als Du«, grinste Sébastien. »Ein lustiges Paar sind wir!«

»Meine Mutter wäre übrigens begeistert, wenn ich Dich ihr als ihren neuen Schwiegersohn vorstellen würde. Aber das nur by-the-way.«

Sébastien riß die Augen weit auf und sah Mike an, als käme der von einem anderen Stern. »Wie bitte? Das meinst Du jetzt nicht ernst.«

»Doch, meine ich. Maman findet Dich total knuffig und meint, Du wärest doch eine tolle Partie. Soll ich euch beide mal allein lassen?«

»Hilfe! Nein!« In Sébastiens Blick lag jetzt ein Anflug von Entsetzen. »Tu mir das nicht an. Bitte!«

»Keine Sorge, Séb. Du darfst auch künftig Einladungen aus dem Hause Peters bedenkenlos annehmen. Sie findet es nur schade, daß unser Geschmack, was Partner angeht, nicht kompatibel ist.«

»Stimmt. Auch, wenn ich schon öfter mal ernsthaft drüber nachgedacht habe – Gelegenheiten hatten wir zwei ja genug – kann ich halt nur mit Mädels.«

»Das ist doch heutzutage kein Verbrechen mehr.«

»Großer Bruder. Hm, an den Gedanken muß ich mich erst gewöhnen.«

»Ich bin sehr optimistisch, daß Dir das gelingt. Außerdem flirtest Du schon die ganze Zeit heimlich hinter meinem Rücken mit der blonden Kellnerin!«

»Die ist aber auch zu süß. Du weißt ja, ich mag es, wenn etwas mehr dran ist.«

»Siehste, ich auch. Aber Du hast wirklich einen Schlag bei Frauen. Wenn ich die Reaktion der Dame richtig interpretiere, ist sie auch an Dir interessiert. Vielleicht mache ich besser einen Abflug. Sonst denkt sie noch, Du hättest was mit mir.«

»Meinst Du wirklich, ich habe eine Chance bei ihr?«

»Nicht so schüchtern. Das ist doch sonst auch nicht Deine Art.« Mike leerte sein Glas. »Madame, l'addition s'il vous plait!«

Er sah seinen Freund verschwörerisch an. »Jetzt liegt es an Dir! Du darfst Dich später revanchieren.«

Er zahlte das Essen für beide und sagte im Gehen »Der Herr hier will sicher noch bleiben. Kümmern Sie sich gut um ihn. Er ist etwas Besonderes.« Jetzt erröteten beide. Mike winkte ihnen noch zu, während er die Gasse weiter hinunterschlenderte. Als er sich an der nächsten Straßenecke kurz umdrehte, hatte sich die Bedienung zu Sébastien gesetzt. *'Läuft!'* dachte er und ging grinsend weiter.

Eine Amsel sang ihr Lied in einem der Bäume, die die Straße entlang gepflanzt waren, ehe sie schimpfend davonflog, als eine Elster ihr den Platz streitig machte. Aus einem Garten hinter einer Hofeinfahrt kam ein leichter, fruchtig süßer Duft von einem früh blühenden Strauch, einer Magnolie vielleicht. Mike sog den Geruch tief ein. Der Frühling war einfach die berauschendste aller Jahreszeiten. Zumal in Paris, für ihn sowieso die schönste Stadt der Welt. Bis zu den Banlieues hinter dem Périphérique zumindest.

Eine klare, helle Stimme riß ihn aus seinen Gedanken. »Hey Michel! So spät noch unterwegs?« Marie saß mit einigen Leuten aus der Redaktion vor einer Eckkneipe an der Straße.

»Nenn mich nicht immer Michel. Du weißt, ich mag das nicht.«

»Ja Michel. Komm, setz Dich ein wenig zu uns. Wir waren gut heute und ziehen noch ein wenig um die Häuser.«

Er zog sich einen leeren Stuhl vom Nachbartisch heran und setzte sich dazu. Ein oder zwei Bierchen würden nicht schaden nach dem Rotwein. Die männliche Bedienung, die er aus dem Cox kannte, nickte ihm im Vorbeigehen zu. »Wie immer, Mike?«

»Wie immer, Armand.« Minuten später kam der mit einem Glas Guinness zurück und Mike prostete einmal in die Runde.

Marie wirkte ziemlich aufgekratzt. »Die Jungs und Mädels haben heute den Physikerkongreß recherchiert, der so überraschend verschoben wurde. Die vielen Krankmeldungen kamen mir seltsam vor und was soll ich sagen: Amélie Gaston hier (sie deutete auf ein Mädchen in der Runde) hat etwas gefunden. Offensichtlich sind gleich mehrere der Teilnehmer mit etwas, das offiziell 'Burnout' genannt wird, in ärztlicher Behandlung.«

»Klingt, als wäre da etwas vorgefallen, das sie gerne unter Verschuß halten würden.«

»Genau! Ich konnte zwar nicht herausbekommen, was es genau ist, aber das erschien mir Grund genug für eine Recherche. Du bist doch einverstanden?« Mike nickte ihr kurz zu.

»Ich habe jeden hier auf einen anderen Teilnehmer des Kongresses angesetzt und wir haben nach einem gemeinsamen Faktor gesucht. Zusammen haben wir eine Menge an Informationen beschafft. Nicht alles aus offiziellen Kanälen, aber ich kann Dir sagen, die Jungs und Mädels hier wissen, wen und wo sie fragen müssen. Es war wieder Amélie, die es entdeckt hat. Die Gemeinsamkeit, die alle kranken Teilnehmer haben, liegt einige Wochen zurück. Sie trafen sich alle in einem Zeitraum von nur wenigen Tagen, mit – na, wem wohl?«

»Spann mich bitte nicht auf die Folter.«

»Mit dem Professor, der kurz darauf unter so seltsamen Umständen verschwunden ist.«

»Na, das ist eine Überraschung. Gute Arbeit, Leute! Armand, die nächste Runde geht auf mich.«

Die Reaktionen in der 'Runde' wirkten sichtlich erfreut. »Danke Michel!« prostete ihm ein Junge zu, dessen blasse, unreine Haut verriet, daß er viel zu wenig Zeit draußen verbrachte.

Mikes Blick ließ ihm das Bier im Glas gefrieren. »Nennen Sie mich bitte nie wieder Michel, wenn Sie jemals einen richtigen Job in dieser Redaktion haben möchten«, sagte er mit einer Schärfe in der Stimme, die den Jungen zu einer gestammelten Entschuldigung veranlaßte. »Das darf nur Marie und selbst die darf es eigentlich nicht.«

Er sah in die konsternierten Gesichter rundum und beeilte sich, zu beschwichtigen. »Marie hat recht. Ihr habt großartige Arbeit geleistet. Es sieht so aus, als hätte sie aus euch wildem Haufen ein richtiges Team gemacht. Ich bin beeindruckt, auch von Ihnen!« Er nickte dem blassen Jungen zu. »Macht bitte weiter so. Solche Leute brauchen wir in der Redaktion!« Mike lehnte sich in seinem Stuhl zurück. »Jetzt ist aber nicht die Zeit und der Platz

für eine Teambesprechung. Wir machen das in der nächsten Woche. Und jetzt laßt uns lieber diesen tollen Abend genießen und ein wenig die anstrengende Woche vergessen.«

Marie warf ihm einen dankbaren Blick zu für die letzten Worte. Die Gesichter in der Runde hellten sich auf und der Gesprächsfluß kam wieder in Gang. Mike beteiligte sich noch eine Weile an der gemeinsamen Unterhaltung. Dann machte er sich wieder auf den Weg. Anscheinend verfolgte ihn die Arbeit sogar in seiner Freizeit. Aber er wußte einige Läden, die seine Leute sicher nicht kannten, und dorthin ging er jetzt.

Kapitel 6. Maurice (07.05.2016)

Ein vorwitziger Sonnenstrahl weckte ihn am nächsten Morgen. Er hatte einen Weg gefunden durch die dicken, schwarzen Vorhänge, die an einer Seite seiner Schlafkammer das Fenster verdeckten. In minutiöser Kleinarbeit arbeitete er sich über den Fußboden, das Laken, das als Bettdecke diente, seinen Hals, Kinn und Lippen bis auf die Nasenspitze vor.

Er bemerkte im Unterbewußtsein wohl einen hellen Fleck in seinem Blickfeld, fühlte sich aber noch zu träge, die Augen ganz zu öffnen. Erst, als das Licht sein rechtes Augenlid erreichte, drehte er den Kopf beiseite. Sein erster Blick zwischen den Wimpern ging ins Dunkle. Schatten bewegten sich um das Bett, in dem er lag und Nebel aus glitzernden Funken kreisten um ihn. Benommen rieb er sich die Augen und hob den Kopf.

Dann öffnete er die Augen ganz. Im selben Moment kam der Schmerz. Unerträglich. Sein Kopf schien zu platzen. Mühsam und mit geschlossenen Augen richtete er sich auf und tastete sich leise stöhnend ins Bad voran. Das tödliche Licht ließ er draußen. Nur ein wenig, das durch den Türspalt schien und ihm die Orientierung erlaubte, damit er die Kloschüssel nicht verfehlte. Schnell noch etwas Wasser aus dem Hahn ins Gesicht.

Die kühle Feuchtigkeit linderte seinen Kopfschmerz ein wenig. Dafür meldeten sich andere Körperteile in seinem überforderten Hirn an. Immer noch halbblind tastete er sich in die Küche vor. Füllte den Kaffeefilter randvoll mit Kaffeepulver und stellte die Kaffeemaschine an. Dann saß er benommen am Küchentisch. Wartete, daß sie ihr Werk tat.

Nach einer Minute fiel ihm auf, daß er keinerlei Geräusch hörte. Die Maschine blubberte nicht. Mist, kein Wasser im Vorratsbehälter. Maurice füllte nach und der kochende Dampf schoß durch den Filter und verteilte einen Teil seines Inhalts auf der Arbeitsfläche.

Fluchend wischte er die Schweinerei auf. Zum Glück lief die Kaffeemaschine jetzt und bereitete ihm das Getränk zu, das ihn über die nächsten Stunden retten würde. Erinnerungsfetzen fegten durch sein gepeinigtes Gedächtnis. Stroboskoplicht auf der Tanzfläche. Er hatte wohl lange Party gemacht und gegen Ende des Abends ordentlich Dampf abgelassen. Er erinnerte sich nicht mehr an alles. Zuviel Alkohol in zu kurzer Zeit. Nur daß er einem Typen hinterhergestiegen war, der verdammt gut gerochen hatte.

Er nahm sich die erste Tasse aus der Kanne, als die Maschine noch lief. Daß der restliche Kaffee aus dem Filter weitertropfte und zischend auf der Heizplatte landete, ignorierte er. Die bittere Flüssigkeit tat ihre Wirkung. Die roten Nebel vor seinen Augen lichteteten sich. Die Schmerzen ließen nach und er konnte wieder klarer denken. Ein wenig bedauerte er, daß er seinen Sex nur auf diese Weise bekam. Immerhin hielt er sich für ziemlich tageslichttauglich. Aber sein Beruf ließ eine Beziehung nicht wirklich zu. Wie könnte er von jemandem erwarten, damit zu leben, daß er praktisch zu jeder Tages- und Nachtzeit Anrufe bekam und dann lossprinten mußte, weil wieder irgendwo ein Einsatz lief, der seine Anwesenheit erforderte.

Maurice liebte seinen Beruf und arbeitete mit vollem Einsatz. Aber mit Ende zwanzig war er noch zu jung, als daß man ihm Zeit und Ruhe für ein geregeltes Privatleben ließ. Er fand auch nichts dabei. Sex bekam er schon irgendwie. Liebe wurde überschätzt. Nur manchmal – wenn jemand so verdammt gut roch wie der Typ von letzter Nacht – bedauerte er es ein wenig, daß er der war, der er war.

Ein Geräusch kam aus dem Schlafzimmer. Wie ein leises Stöhnen. Irgendwo in seinem Kopf ging ein Alarm los und Reflexe übernahmen die Kontrolle über ihn. Wie sie es auf der Polizeischule tausendfach geübt hatten, hechtete er aus der Küche, griff im Vorbeigehen die Pistole aus dem Halfter seiner Uniform, die im Flur an der Garderobe hing und stand Sekunden später mit entschärfter Waffe im Schlafzimmer.

Statt eines Einbrechers erwartete ihn dort jemand, der nackt in seinem Bett saß und sich stöhnend den Kopf hielt, so wie er es vor einigen Minuten auch noch getan hatte. Maurice erstarrte mitten in der Bewegung. Sehr geistreich sah er jetzt sicher nicht aus, wie er in Unterhose vor seinem Bett stand. Dennoch zuckte der Schreck über die Gesichtszüge des Mannes, der wohl die letzte Nacht mit ihm verbracht hatte.

Maurices Überraschung verwandelte sich in blankes Entsetzen, als er sich seinen Gast genauer ansah. Die klaren, blauen Augen, die erst erschrocken, dann aber zunehmend spöttisch erheitert blickten, standen in einem zwar hübschen und ebenmäßigen Gesicht, dessen Konturen aber unübersehbar einem gut erhaltenen Endfünfziger gehörten. Das war so gar nicht seine Zielgruppe. Er fluchte innerlich über die schlechte Beleuchtung in seinem Lieblingsclub und schwor sich, beim nächsten Mal weniger Alkohol zu trinken.

»Bonjour!« begrüßte ihn sein Gast. »Das ist ja eine unerwartete Wendung. Spielen wir jetzt Verhaftung?« Der Blick des Mannes haftete dabei an Maurices Unterhose, die die Größe seiner Ausstattung nur ungenügend verhüllte. »Da fängt der Tag doch gleich viel besser an. Ich bin dabei!«

Ein böser Blick ließ ihn kurz verstummen. »Mein Name ist Jean-Luc, und wir haben die letzte Nacht zusammen verbracht, wie es scheint. Dennoch haben Sie wohl jemand anderen erwartet. Das tut mir leid.«

Maurices Blick wanderte wortlos in Richtung der Wohnungstür. Die Geste war unmißverständlich.

»Ich darf mich aber eben noch anziehen, hoffe ich.« Jean-Luc suchte in Ruhe seine Kleidung zusammen, die zwischen der Wäsche seines Gastgebers auf dem Boden des Schlafzimmers verstreut lag, und begann, sich anzuziehen.

»Gute Reflexe übrigens. Kompliment!« Er versuchte, ein Gespräch in Gang zu bringen. Die Antwort bestand aber aus eisigem Schweigen.

»Sie sind bei der Prefecture de Paris, oder? Ich glaube, ich habe sie dort schon gesehen. Welche Dienststelle?«

Er verstummte unter Maurices durchbohrendem Blick und zog sich wortlos zuende an. Im Flur griff er seinen Mantel und wandte sich zum Gehen.

»Wir können das auch gerne wiederholen. Ich hatte schon lange nicht mehr so viel Spaß. Was halten Sie davon?« fragte er überflüssigerweise, als er schon in der Tür stand.

»Raus.« Mehr brachte Maurice nicht über die Lippen. Seine vor Wut und Scham brennenden braunen Augen sendeten eine unmißverständliche Botschaft an sein Gegenüber. Resigniert wandte sich Jean-Luc zum Gehen.

»Es tut mir wirklich leid, daß ich nicht der bin, den Sie sich erhofft haben.«

»Schon gut.«

»Ich gehe dann mal. Wie war noch Ihr Name?«

»Maurice ... Belloumi.«

»Au revoir, 'Maurice Belloumi'. Ich jedenfalls freue mich, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben. Wir sehen uns sicher wieder.«

»Au'voir.«

Die Türe schloß sich und Maurice befand sich wieder allein in seiner kleinen Wohnung. Erst jetzt wurde ihm bewußt, daß er immer noch mit entsicherter Waffe und in Unterhose im Flur stand. Er sicherte die Pistole wieder und unterdrückte die Versuchung, sie einfach in den Slip zu stecken, was sicherlich prima in einen der amerikanischen Pornos gepaßt hätte, die in seinem Lieblingsclub immer über die Bildschirme flimmerten. Er ließ sie stattdessen wieder im Holster verschwinden.

Dieser Jean-Luc hatte irgendwie Autorität ausgestrahlt. Im wirklichen Leben würde er sich wohl nicht so einfach die Handschellen anlegen lassen. Er hatte ihm wie selbstverständlich seinen vollen Namen verraten. Jetzt ärgerte er sich darüber. Es ging niemanden etwas an, was er in seiner Freizeit machte.

Er setzte sich in die Küche und nahm sich einen frischen Kaffee. Schwarz. Milch und Zucker hatte er einige Male versucht, aber das süße Zeug war nichts für ihn. Er brauchte ihn pur. Die Sonnenstrahlen des Frühlingstages draußen hatten ihren Weg auch in seine Küche gefunden. Er zog die Vorhänge zu. Er fühlte sich jetzt nicht mehr wie ein Untoter, aber direktes Sonnenlicht tat immer noch weh. Er nahm einen Lappen und säuberte die Arbeitsfläche und die Kaffeemaschine von den letzten Resten der Kaffeeschlacht vorhin. Das dunkle Holz des alten Buffets besaß zum Glück eine dicke Lasur.

Etwas stimmte immer noch nicht. Es arbeitete in ihm, aber er kam nicht drauf. Noch nicht. Er füllte die verzinkte Gießkanne und goß die Dieffenbachie neben dem Küchenfenster. Dann widmete er sich seinen anderen Pflanzen. Die Phalaenopsis im kleinen Wohnzimmer hatte eine neue Knospe aufgemacht. Er roch daran. Leicht fruchtig und ein wenig süß. Sehr angenehm. Süß. Süß ...

Er blickte auf. Süß, das war es! In der Luft hing noch der eher strenge Moschusduft von Jean-Lucs Parfüm. Der Mann mit dem Markenpolo, dem er gestern Nacht nach unten gefolgt war, trug ein dezentes, leicht süßes After Shave. Der Mann, mit dem er den geilen Sex gehabt hatte und der Mann, den er hinterher abgeschleppt hatte, waren also nicht derselbe. Maurice fluchte innerlich darüber, daß er wieder so viel getrunken hatte. Einige Sekunden lang stellte er sich vor, daß er den richtigen Typen (den mit dem Markenpolo) abgeschleppt hätte, und nicht diesen Jean-Luc. Sofort vernebelte ein Schub Hormone sein Gehirn.

Er verzichtete darauf, sich die Szene genauer vorzustellen. Die Kopfschmerzen bohrten immer noch hinter seinen Schläfen. Stattdessen goß er seine Pflanzen zuende, zog sich ein Tank Top und Trainingshose an und trainierte eine Weile mit seinen Geräten. Mit Hanteln, Expander und einer fest in den Boden geschraubten Turnbank konnte er auch zu Hause eine Menge für seine Kondition tun.

Schon als Jugendlicher hatten ihn die regelmäßigen Übungen geholfen, seine Stimmung zu stabilisieren und innerlich zur Ruhe zu kommen. Maurice hielt nicht viel von Gesellschaft und verhielt sich seinen Klassenkameraden gegenüber abweisend. Beliebt machte ihn das nicht. Nur wenige seiner Mitschüler versuchten ihn so zu nehmen, wie er eben war. Die meisten Jungs hatten ihn sich als Zielscheibe ihres Ärgers auserkoren und so kam es, daß es bei Streitereien regelmäßig um ihn ging. Ein angenehmer Nebeneffekt seiner Übungen war aber, daß seine Kraft zunahm und er nach einiger Zeit seinen Klassenkameraden Paroli bieten konnte, so daß die Kämpfe mit den Jungs, die ihn auf dem Kieker hatten, immer häufiger zu seinen Gunsten endeten.

Den Rest des Sonnabends verbrachte er mit Aufräumen und Waschen. Sein Dienstplan ließ hierfür leider keinen regelmäßigen Wochentag zu, so daß er sich nur um seine Wohnung kümmern konnte, wenn es sich gerade ergab.

Heute zum Beispiel. Hinterher briet er sich ein Steak auf dem alten Gasherd, den er mit der Wohnung übernommen hatte. Er überlegte, nach dem Essen wieder auszugehen. Vielleicht traf er ja das Markenpolo noch einmal. Diesmal würde er nüchtern bleiben. Ihn auf der Stelle verhaften und zu sich abschleppen. Diesmal ... wieder ein Schub Hormone.

So ging das nicht weiter. Er brauchte jemand regelmäßiges zum Spielen. Niemanden zum Heiraten. Jemand, zu dem er gehen konnte, wenn er geil war. Jemanden, der genau das brauchte und keine Ansprüche stellte.

Er beschloß, den angebrochenen Abend auf dem Sofa vor dem Fernseher zu verbringen. Im laufenden Programm kam keine Sendung, die ihn ansprach, also würde er eine DVD gucken. Besser keinen Porno. Das könnte heute schmerzhaft enden. Maurice entschloß sich zu 'Odyssee 2001', einem alten Science Fiction. Von diesen besaß er ebenfalls eine umfangreiche Sammlung.

Sein Handy klingelte, noch ehe der Donauwalzer im Vorspann zuende gespielt war.

»Salut Maurice, wir haben ein Problem.«

»Hi Rainier, warum überrascht mich das nicht?«

»Wir sollen heute Abend Leute für das Saint Germain Spiel im Sechzehnten abstellen.«

»Frag doch Stéphane, der hat viel weniger Überstunden als ich.«

»Der hat sich vorhin bis Dienstag krankgemeldet.«

»Was für ein unglaublicher Zufall.«

»Tut mir echt leid, aber Du bist schon der letzte, den ich anrufen kann. Ohne Dich stehen wir wirklich auf dem Schlauch!«

»Na gut, wird schon irgendwie gehen«, knurrte Maurice. »Gegen wen wird heute gespielt?«

»Ajaccio glaube ich. Zumindest wirst Du da eine halbwegs ruhige Kugel schieben können. Die Anzahl Korse im Stadion und drum herum wird sicher übersichtlich bleiben.«

»Dein Wort in Gottes Ohr. Dann kann ich mich ja gleich wieder umziehen.«

»Sieh es positiv. Dann kommst Du nicht in Versuchung, später das Vierte unsicher zu machen.«

»Ich kann mich kaum halten vor Freude.« Maurice trennte die Verbindung und fluchte laut und unbeherrscht. Hätte er es doch nur klingeln lassen.

Kapitel 7. Mike (07.05.2016)

Er saß wieder in der Redaktion. Der letzte Abend mußte schön gewesen sein, auch wenn er sich nicht mehr an jedes Detail erinnerte. Jetzt fühlte er sich ausgeschlafen, erholt und hatte den Kopf frei. Er mochte es, allein zu arbeiten. Unter der Woche kamen Maries Praktikanten mit Fragen, Konferenzen wurden anberaumt und das Telefon klingelte. Keine Chance, in Ruhe zu schreiben oder sich gar auf etwas zu konzentrieren.

Mike lehnte sich in seinem Sessel zurück und genoß den Ausblick über den Garten einer Außenstelle der Kirche von Saint-Sulpice. Einer der Vorzüge, die seine leitende Stellung mit sich brachte, bestand in einem eigenen Büro im ersten Stock mit Blick nach draußen. Das 'Magazine' hatte ein Haus gemietet, das in einem Hinterhof in Saint-Germain sehr hübsch versteckt lag. Wenn man nicht genau wußte, wo man hinmußte, wies nur ein unauffälliges Schild in einer Seitenstraße auf den Wissenschaftsverlag hin.

Die letzten Mails hatte er rasch abgearbeitet und wollte gerade den Mailer schließen, als eine neue Nachricht im Eingangskorb erschien:

'Sehr geehrter Herr Peters, vielen Dank für Ihre Antwort. Ich bitte Sie um Verständnis, daß ein Lüften meiner Identität derzeit nicht in Frage kommt. Ich würde lieber selbst nachforschen, aber Ihnen stehen bessere Möglichkeiten zur Verfügung als mir. Sie verkehren in den richtigen Kreisen. Ich benötige ein Dokument, das Professor Stein kurz vor seinem Verschwinden erstellt hat. Es ist von großem persönlichem Wert für mich. Wenn Sie mir bei der Suche helfen würden, soll es Ihr Schaden nicht sein. Hierzu müssen Sie aber zunächst den Professor ausfindig machen und – wichtiger noch – er muß mit Ihnen reden. Sind Sie mit Ihrer Suche denn schon weitergekommen? Haben Sie Anhaltspunkte, daß er noch lebt? In Erwartung Ihrer baldigen Antwort. Mit freundlichen Grüßen S.M.'

Eine Falte auf seiner Stirn vertiefte sich. Dachte dieser Kerl etwa, er wäre bestechlich? Es gab zwar Mitglieder seines Berufsstandes, die sich nicht immer nach den Regeln der Zunft verhielten, aber daß man ihm das pauschal mit unterstellte oder sogar voraussetzte, verletzte ihn. Er entschloß sich, diesen Punkt zu ignorieren und tippte seine Antwort.

'Sehr geehrte(r) S.M., vielen Dank für Ihre Nachricht. Ich habe in der Tat gewisse Anhaltspunkte, die mich vermuten lassen, daß der Professor noch unter uns weilt. Es ist aber noch zu früh, jetzt ins Detail zu gehen. Sie tun das ja auch nicht. Vielleicht könnten Sie mir wenigstens einen Anhaltspunkt geben, nach welcher Art Dokument Sie suchen. Das würde mir bei meiner Arbeit helfen. Mit freundlichen Grüßen M.P.'

Mike überflog seine Antwort noch einmal und klickte dann auf 'senden'. Er besaß Routine im Umgang mit Kontakten, die anonym bleiben wollten oder mußten. Es gab hunderte Forscher in Ländern mit nicht demokratischer Regierungsform, die um ihre berufliche Zukunft fürchteten, wenn sie sich zu intensiv am wissenschaftlichen Diskurs in ihrem Fachgebiet beteiligten. Selbst in den Vereinigten Staaten gingen einige Wissenschaftler jetzt vorsichtiger zu Werke. Die Furcht vor einer neuen McCarthy-Ära war berechtigt und die Angst, durch allzu offenerzige Kommunikation als Whistleblower eingestuft zu werden, trieb viele akademische Mitarbeiter und auch manchen Professor ins Darknet, wenn sie über heiklere Themen diskutieren wollten.

Er hatte das 'Magazine' nie als Enthüllungsplattform gesehen und darin bestand auch nicht die Politik der Verlagsleitung. Bei manchen heiklen Themen wurde es zunehmend schwierig, an Informationen über den wissenschaftlichen Fortschritt zu kommen. Daher tolerierte es die Verlagsleitung, daß er seine Hinweise teilweise durch Recherchen im Darknet und aus anonymen Quellen erhielt, solange am Ende etwas herauskam, das wenigstens im nachhinein aus offiziellen Quellen belegt werden konnte.

Das Telefon klingelte mit unterdrückter Rufnummer. Mike meldete sich und eine unbekannte, männliche Stimme antwortete ihm.

»Herr Peters? Gut, daß Sie da sind. Sie kennen mich als 'Lobélia'. Wir haben uns bis dato nur per Messenger unterhalten.«

Mike hatte diesen Anruf erwartet. »Wie kann ich Ihnen helfen? Ich schließe aus der Art Ihrer Meldung, daß etwas im Busch ist.«

»Und wie etwas im Busch ist!« 'Lobélia' lachte gekünstelt. »Bei uns geht zur Zeit ziemlich die Post ab. Gleich drei Professoren und mehrere ihrer wissenschaftlichen Mitarbeiter haben sich in der vorletzten Woche krankgemeldet. Interessanterweise stehen in den Krankmeldungen durchweg keine organischen Ursachen, sondern Begriffe wie 'Streß-Burnout', 'mentale Erschöpfung' und 'multiple Panikattacken'. Die Arbeitsunfähigkeit muß eine tiefergehende Ursache haben.«

Mike verkniff sich die Frage, wie sein Informant an diese Daten gekommen war. »Noch interessanter ist aber, daß diese Krankmeldungen allesamt aus der Astrophysik und Informatik kommen. Interessiert Sie das?«

Mike horchte auf. Dieses Puzzlestück paßte auf verwirrende Weise zu den Informationen, die Marie und Amélie herausgefunden hatten. Auch dort wurden Physiker aus rätselhaften Gründen arbeitsunfähig und litten an verschiedenen psychologischen Problemen. Gab es da etwa einen Zusammenhang? Es wäre gut, mehr darüber herauszufinden.

»Klar interessiert mich das!« Mike nahm den letzten Schluck aus seinem Kaffeebecher, schauderte innerlich zusammen, als die kalte, abgestandene Flüssigkeit seinen Gaumen berührte und spuckte sie im Reflex zurück in den Becher. »Voraussetzung ist natürlich, daß Sie mir bei der Ursachenfindung helfen können.«

»Vielleicht kann ich das. 200 Euro in Bitcoin, wie immer? Und keine Spur zu mir natürlich!«

»Natürlich.« Wie sollte er seine Quelle auch offenlegen, wo er doch keine Ahnung hatte, wer sich unter dem Pseudonym 'Lobélia' verbarg. Selbst wenn er diesen Anruf zurückverfolgen könnte, würde er doch nur zu einer Prepaidkarte ins Nirvana führen. »Aber ich brauche von Ihnen alles, was Sie noch zu diesen Vorfällen in Erfahrung bringen konnten.«

»Viel ist es nicht, was ich noch weiß. Ich schicke es Ihnen nachher gesammelt über den üblichen Kommunikationsweg. Aber die Häufung dieser Vorfälle muß etwas bedeuten. Ein Professor aus Paris hielt übrigens vor einiger Zeit bei uns am MIT einige Gastvorlesungen. Vielleicht hat er zu gutes Gras mitgebracht.« 'Lobélia' versuchte, locker zu klingen, aber seine Nervosität ließ sich beinahe mit Händen greifen.

Mike brauchte einige Sekunden, um den Inhalt der Information zu verarbeiten. »Es handelte sich doch nicht etwa um Professor Walter Stein?«

»Ja, das könnte sein.«

»Okay, danke. Ich kümmere mich darum.«

»Danke für Ihr offenes Ohr. Den Code zu meiner Zahlung sende ich Ihnen über Telegram. Eines noch: Deswegen liegt mir auch daran, daß die Angelegenheit untersucht wird und nicht in Vergessenheit gerät. Seit einigen Tagen streifen hier Leute in dunklen Anzügen herum, die 'FBI' auf die Stirn tätowiert haben, wenn Sie verstehen, was ich meine.«

»Klar.«

»Die scheinen unangenehme Fragen zu stellen. Die Leute, die sie interviewen, sind ziemlich durch den Wind hinterher. Mich haben sie zum Glück noch nicht gefunden, aber etwas ist da faul. Oberfaul. Wenn das so weitergeht, bekomme ich hier auch Streß-Burnout und multiple Panikattacken.« Aufgelegt.

Mike machte sich zunächst Notizen zu dem Gespräch, das gerade stattgefunden hatte. Dann stand er auf und holte sich einen neuen Kaffee aus dem Automaten im Flur, ein vorsintflutliches Teil, das schon bessere Zeiten gesehen hatte. Die Qualität des Getränkes, das er in Plastikbechern ausspie, verbesserte auf bemerkenswerte Weise das Betriebsklima. Hing der Haussegen zwischen zwei Teammitgliedern schief, so fand man bei einem Becher Kaffee schnell einen gemeinsamen Aufreger, über den man sich einig wurde. So geriet mancher Streit auf rätselhafte Weise in Vergessenheit.

Außerdem war auch dieser Kaffee besser als kein Kaffee und Mike brauchte ihn jetzt. Im Vorbeigehen streifte er mit dem Oberkörper den Türrahmen und stieß einen leisen Laut des Schmerzes aus. Seine Nippel waren seit letzter Nacht höllisch empfindlich und er hatte keine Ahnung, wie das passiert war. Einige von den Bieren in den Clubs, die er besucht hatte, hätte er sich wohl besser verkniffen. Er erinnerte sich nicht mehr an alle Details der

zweiten Nachthälfte und konnte vermutlich dankbar sein, daß er am Sonnabendmorgen in seinem eigenen Bett aufwachte.

Sein Körper schien bei aller Zerschundenheit aber auf seine Kosten gekommen zu sein. Seine Gedanken flossen so klar wie schon lange nicht mehr. Was auch immer am Ende der letzten Nacht passiert war, hatte ihm gutgetan. Er erinnerte sich schwach an ein Gefühl tiefer Entspannung. An einen Geruch nach ... nach was denn eigentlich? Jedes Mal, wenn er sich darauf konzentrierte, glitt ihm die Erinnerung wieder aus den Fingern und ließ ihn in der Gegenwart zurück.

PLING! Der Kaffeeautomat signalisierte, daß der volle Becher bereit zur Entnahme war. Mike nahm den Kaffee und ging an seinen Platz zurück. Er mußte das abschütteln. Mit der Zeit würde er dahinterkommen. So etwas ließ sich nicht erzwingen.

Er setzte sich wieder vor den Rechner und fing an zu planen. Er mußte zu Professor Stein, was sich schon auf den ersten Blick als ziemliche Herausforderung zeigte. Seine Unterkunft, die 'Kolonie' lag im zentralen Chile am Oberlauf des Rio Nuble östlich von San Fernando. Die nähere und weitere Umgebung sah auf der Karte nicht allzu zugänglich aus. Dort unauffällig hinzukommen würde ein bis zwei Tage Fußmarsch durch Wildnis und bergiges Land erfordern. Zwar campete er gerne in der freien Natur. Diese Aktion stellte aber eine andere Hausnummer dar.

Das Telefon klingelte erneut. Mike meldete sich. »Magazine de la Science, Redaktion. Guten Tag?«

Die bekannte Stimme seines Freundes antwortete.

»Coucou Séb, schön von Dir zu hören! Geht's Dir gut?«

Sébastien klang ungewohnt nervös. »Entschuldige, daß ich schon wieder anrufe, aber wir könnten ein Problem haben. Was in meinem Leben nicht ganz rund läuft, habe ich zwar noch nicht rausgefunden, aber was vorgestern Abend komisch war, muß ich Dir noch erzählen. Es fühlte sich im nachhinein so an, als ob ich nicht allein auf der Suche wäre, weißt Du?«

»Was bringt Dich auf diese Idee?«

»So Kleinigkeiten, wie ein Knacken in den Lautsprechern und daß das Licht der Webcam zwischendurch plötzlich anging. Ich habe das zwar am Rande wahrgenommen, mir aber zunächst nichts dabei gedacht. Jetzt kommt es mir komisch vor. Ich bin diesbezüglich kein Profi. Es muß auch nichts bedeuten, aber es ist besser, wenn man sich vorsieht. Du weißt ja, daß die Leute meist keinen Spaß verstehen, wenn man sie hackt. Besitzer von Hotels, die offiziell nicht existieren, sind da bestimmt besonders humorlos. Ich lasse mein Notebook lieber eine Weile aus, bis Du das Projekt beendet hast. Du hast alle Daten, die Du brauchst, oder?«

Wenn Séb ein ungutes Gefühl hatte, mußte er das ernstnehmen. »Die habe ich, und auch einen Plan, wie ich hinein- und wieder herauskomme, Séb.« Mike versuchte, beruhigend zu klingen. »Der Hin- und Rückweg macht mir da mehr Sorgen, weil diese 'Kolonie' so verdammt abgelegen ist. Das soll aber nicht Dein Problem sein. Tue mir bitte den Gefallen und halte von jetzt an die Füße still! Ein paar Tage business-as-usual tun Dir bestimmt gut.«

»Jaja, ich weiß. Die besonderen Herausforderungen der Systemadministration erschließen sich eh nur uns Nerds.« Sébastien klang jetzt wieder ruhiger. »Weißt Du, ich habe letzte Nacht einfach schlecht geträumt, und, als ich dann wach war, stundenlang gegrübelt, und die Recherche Revue passieren lassen. Später ist dann auch noch eine Drohmail in meinem Firmenpostfach eingetrudelt. Irgendwas mit '*Wir wissen, wo Du wohnst. Hör auf, uns nachzuforschen, oder Du wirst es bereuen!*' Das hat mir dann den Rest gegeben, verstehst Du. Ich hatte mir

zum Glück gleich nach Rechercheende ein Backup auf einen Stick gezogen, und das Notebook danach ausgeschaltet. Die Mail habe ich Dir am nächsten Morgen von der Arbeit geschickt. Wir sind also auf der sicheren Seite.«

»Soll ich Dir ein neues Notebook besorgen? Du weißt ja, daß ich für solche Fälle gewisse 'Rückstellungen' gebildet habe.«

»Ich weiß. Schließlich habe ich Dir damals die Antminer für den Verlag besorgt. Ich glaube aber, daß ich mir das gerade noch leisten kann, keine Sorge. Ich habe noch Daten und Programme, die ich irgendwann sichern muß. Das eilt aber nicht, wenn ich jetzt sowieso eine ruhige Kugel schieben darf.«

»Versprich mir bitte, daß Du stillhältst, bis ich aus Chile zurück bin! Wenn Dich jemand bedroht, ist es höchste Zeit für Dich, es ein wenig ruhiger angehen zu lassen. Je nachdem, in was der Professor verwickelt ist, legen wir hinterher unsere Strategie fest, okay?«

»Aye Captain! Ich wollte auch nicht nerven.«

»Du nervst nicht!« widersprach Mike energisch, um dann etwas ruhiger hinzuzufügen: »Ich habe gestern Nachmittag auf dem Sofa auch 'Die unendliche Jagd nach Professor Stein' gespielt, bis ich irgendwann aufgewacht bin.«

»Ein richtiger Albtraum wirft einen immer ziemlich aus der Bahn. Sieh zu, daß Du die Informationen bekommst, hinter denen Du her bist. Wie auch immer sie aussehen werden. Ich schmeiß Dir das Backup die Tage noch in den Briefkasten, damit Du die Daten im Original hast, wenn Du zurückkommst. Und paß Du auch auf Dich auf. Du begibst Dich immerhin körperlich in Gefahr. Ich riskiere nur meine Hardware.«

Mike verabschiedete sich von Sébastien und legte auf. Er plante und strukturierte seine Reise durch. Die nötigen Buchungen nahmen einige Zeit in Anspruch, bis alles zueinander paßte. Den Rückflug mußte er offenlassen. Er wußte ja nicht, wann er wieder in Santiago ankam. Er mietete gleich einen Wagen mit. Das gab weniger Probleme, falls etwas im Zielland schiefging. Dann rief er Marie an.

»Coucou Süße, ich bins. Entschuldige bitte die Störung am Wochenende. Ja, 'Süße'! Wenn Du mich immer 'Michel' nennst, nenne ich Dich eben 'Süße'.« Mike lachte. »Du wirst schon sehen, was Du davon hast. So, folgendes: Ihr müßt die Teambesprechung ohne mich machen. Mein Flug geht schon am Montagabend und ich werde Montagmorgen lieber etwas vorschlafen. Grüße alle von mir und sage ihnen, daß wir tatsächlich etwas auf der Spur sind ... Lobélia hat mir von einer ähnlichen 'Epidemie' psychosomatischer Erkrankungen am MIT berichtet und es könnte sein, daß unser Professor auch hier seine Finger im Spiel hatte. Das müßt ihr herausfinden, bis ich zurück bin. Ich lasse Dir alle Informationen als Memo hier. Bitte veranlasse auch die Zahlung ... Ja, wieder in Bitcoin. Ich bin so froh, wenn die ganze Sache über die Bühne ist ... Ja, wir lassen es danach ein wenig ruhiger angehen.«

Daß er Angst hatte, daß ihnen die Sache über den Kopf wuchs, erzählte er Marie nicht. Sie war hart im Nehmen, aber sie würde sich Sorgen um ihn machen. Er bläute ihr nur ein, daß sie bei ihren Nachforschungen auf gar keinen Fall Spuren hinterlassen durften, die man ins 'Magazine' zurückverfolgen könnte. Dann legte er auf.

Kapitel 8. Maurice (09.05.2016)

Maurice saß im Revier und schrieb seinen Bericht an den Einsatzleiter. Der Einsatz am vorgestrigen Abend lief ohne größere Probleme ab. Es gab keine Krawalle oder Schlägereien. Sie mußten aber einige volltrunkene Fans zur Ausnüchterung bringen. Bei einem von ihnen riß Maurice der Geduldsfaden und das bedeutete Papierkrieg. Jetzt füllte er eine Zeugenaussage aus, um sich abzusichern.

Haarklein berichtete er, wie der betrunkene Fan (sehr offensichtlich ein Korse, Maurice hatte seinen Dialekt kaum verstanden) nach dem Spiel vor dem Stadion laut geworden war. Alle Versuche, ihn zu beruhigen, schlugen fehl. Der Mann wurde aggressiv und die Situation drohte aus dem Ruder zu laufen. Schließlich hatte er eine Notbremse gezogen, den um sich schlagenden Pöbler mit einem Judogriff zu Boden gebracht und ihm Handschellen angelegt. Das entsprach durchaus der üblichen Vorgehensweise und bis auf einige blaue Flecken ging es hinterher allen gut. Aber der Einsatzleiter bestand auf einem genauen Bericht – falls der Mann Anzeige erstattete.

Martin Berthier kam um die Ecke und schaute ihm über die Schulter. Er war der Dienstälteste im Kommissariat und stand kurz vor der Pensionierung. Maurice mochte ihn von allen Leuten hier am ehesten leiden. Er lästerte nicht mit den anderen, als er spät nachts gesehen wurde, wie er betrunken aus dem 'Full Metal' kam und niemanden mehr erkannte. Vermutlich hatte er es auch Berthier und seiner Freundschaft mit François Mignon, dem Revierleiter, zu verdanken, daß der Vorfall nicht aktenkundig wurde.

»Du hast wirklich ein Talent, Dich in Schwierigkeiten zu bringen.« Berthier sprach freundlich. »Es gab nur einen einzigen Vorfall bei dem Spiel, aber Du mußt daran beteiligt sein.«

»Keine Ahnung warum.« Der Ärger in seiner Stimme ließ sich fast mit Händen greifen. »Vielleicht passiert das einfach, weil ich den Schwierigkeiten nicht aus dem Weg geh!« Etwas ruhiger fügte er hinzu: »Jedenfalls is nix Schlimmes passiert. Ich hab mir nichts vorzuwerfen.«

»Das wollte ich auch nicht andeuten. Du bist ein guter Junge. Wenn Du Dir nicht gerade wieder selbst im Weg stehst.«

Maurice mochte es nicht, als 'Junge' bezeichnet zu werden. Angesichts des Altersunterschiedes konnte er sich aber auch schlecht dagegen wehren. So beschränkte er sich auf ein mißbilligendes Brummen und hämmerte auf die Tastatur ein, als wäre sie der Korse vom Wochenende.

»Du solltest mal mit den Jungs hier einen trinken gehen.« Berthiers Stimme klang beinahe väterlich. »Du bist schon mehr als ein halbes Jahr hier. Du machst einen guten Job. Alle respektieren Dich wegen Deiner Nase für spezielle Zusammenhänge und wegen Deines phänomenalen Gedächtnisses für Personen. So richtig beliebt bist Du aber nicht. Du sonderst Dich immer ab, wenn es persönlich wird.«

»Ich will mit den anderen auch privat nichts zu tun haben. Die lästern über meine Streifzüge am Wochenende. Jean-Jacques nennt mich 'Schwuchtel', geht aber selbst fremd. Und dieser Stéphane is zusätzlich noch ne ganz faule Socke. Hat sich wieder gekonnt um den Bereitschaftsdienst gedrückt am Wochenende!«

»Ich weiß. Und Laurent hat neulich etwas über Deine Familie gesagt, was Dich offensichtlich getroffen hat. Ich habe gesehen, daß Dir fast die Hand ausgerutscht wäre.«

Maurice sah ihm direkt ins Gesicht und seine Augen blitzten. »Meine Familie geht hier niemand was an. Nur weil er aus ner besseren Gegend kommt als ich, gibt ihm das nich das Recht, sich aufn Podest zu stellen. Meine Eltern ham sich nie um mich gekümmert, warn nie für mich da, wenn ich Hilfe gebraucht hab. Ich laß sie einfach in Ruhe und hoffe, daß sie dasselbe tun. Bin froh, daß ich aus den Banlieues raus bin.«

»Den Sprung an die Polizeischule schaffen von dort aus auch nicht viele. Dafür hast Du meinen Respekt. Du zahlst aber einen hohen Preis, wenn Du Dich immer absonderst. Mach doch mal gute Miene zum bösen Spiel. Manchmal hilft es, wenn man zusammen einen draufmacht. Du lernst die anderen Jungs besser kennen und sie Dich.«

»Ich will die aber nicht näher kennenlernen. Und für Respekt kann ich mir nix kaufen«, grollte Maurice. »Ich brauch das alles nicht. Mich kotzt es an, mit allen gut Freund sein zu müssen. Laßt mich einfach nur in Ruh.«

Berthier wandte sich resignierend ab. »Das ist wirklich schade. Du hast echt das Zeug zu mehr. Bei der Police Judiciaire suchen sie händeringend Leute mit Deinen Fähigkeiten. Du könntest in 1-2 Jahren an den Quai des Orfèvres wechseln, wenn Du nur ein wenig mehr Teamplayer wärst!«

»Ich kann aber nicht aus meiner Haut. Wenn mir jemand stinkt, dann sag ich ihm das. Wer damit nicht umgehen kann, der ist in *meinen* Augen kein Teamplayer. Und Leute, die über meinen Vornamen lästern und mich hinter meinem Rücken 'tapette' nennen, zweimal nicht!«

Berthier ging weiter. Hinter einem Regal stand der Revierleiter. Er bedeutete ihm mit einer Bewegung zu schweigen und bat ihn in sein Dienstzimmer. »Auf einen Kaffee bei mir?«

»Hast Du unser Gespräch mitgehört?« fragte Berthier.

»Das war ja kaum zu vermeiden. Das ganze Revier hat mitgehört.« Er schloß die Tür hinter ihnen und öffnete das Fenster. »Scheiß auf Kaffee. Zigarette?«

»Gerne!« Beide standen sie eine Weile am offenen Fenster und rauchten nach draußen, damit die Rauchmelder keinen Alarm schlugen.

»Du wirkst sehr nachdenklich heute«, sagte Berthier nach einer Weile.

»Ich weiß wirklich nicht, was ich mit Maurice anfangen soll«, antwortete Mignon gedehnt zwischen zwei Zügen.

»Der Junge macht noch das ganze Revier rebellisch. Ich kann das nicht unbegrenzt tolerieren.«

Berthier zog gedankenvoll an seiner Zigarette. Dann antwortete er: »Erinnerst Du Dich noch an die Zeit, als wir im Bois de Boulogne zusammen Streife gelaufen sind?«

»Natürlich.«

»Wir waren ein gutes Team damals, oder?«

»Das beste!«

»Wir waren beide grün damals. Du noch mehr als ich. Und Du warst ziemlich leicht aus der Fassung zu bringen.«

»Worauf willst Du hinaus, Martin?«

»Daß es einige Male ziemlich knapp war. Wenn wir nicht zusammengehalten hätten, hätte sicherlich einer von uns irgendwann ein Disziplinarverfahren am Halse gehabt.«

»Ja und?« fragte Mignon.

»Du hast damals Deine Chance bekommen und Du hast sie ergriffen. Schau, was Du heute erreicht hast!« sagte Berthier

Mignon knurrte. »Revierleiter im Vierten bin ich. Großartig.«

»Das ist sicher nicht das Ende der Fahnenstange. Ich bin hier bald weg, aber Du hast noch einige Jahre bis zur Pensionierung. Du mußt es nur wollen.«

»Und was soll ich Deiner Meinung nach jetzt tun?«

»Schreibe Maurice eine Empfehlung für die Police Judiciaire. Gib ihm die Chance, die Du auch bekommen hast. Ich bin überzeugt, er arbeitet an seinem Sozialverhalten, wenn man ihn seinen Fähigkeiten entsprechend fordert.«

»Und wenn nicht? Dann fällt das auf mich zurück und ich kann hier versauern, weil man meiner Menschenkenntnis nicht traut.«

Beide rauchten nachdenklich ihre Zigaretten zuende. »Ich muß jetzt auf Streife«, sagte Berthier schließlich.

»Au r'voir.«

»Au revoir François.«

Kapitel 9. Mike (09.05.2016)

Mike saß zu Hause am Rechner. Den gestrigen Tag hatte er in einer Art Wachkoma verbracht und sein Bett nur verlassen, als er es vor Durst nicht mehr aushielt. Die Müdigkeit von der durchwachten Freitagnacht erwischte ihn mit einem Tag Verspätung. Jetzt am Montagmorgen mußte alles schnell gehen. In einigen Stunden würde der Taxifahrer klingeln, der ihn zum Flughafen brachte. Je nach Stausituation dauerte die Fahrt gerne mal eine Stunde und er mußte auch noch für einen Interkontinentalflug einchecken. Dafür nahm er sich besser einen halben Tag Zeit. Eine unerwartet ausführliche Mail seines Tipgebers lag noch in seinem Posteingang. Sie lautete:

'Sehr geehrter Herr Peters,

vielen Dank für Ihre Nachricht und Ihre Offenheit. Ich weiß das zu schätzen. Ich weiß es auch zu schätzen, daß Sie sich um etwas bemühen, von dem noch nicht klar ist, zu was es führen wird. Leider kann ich Ihnen nach wie vor nicht alle Informationen geben, die Sie verlangen. Dies geschieht aus Selbstschutz, wie ich Ihnen gleich erläutern werde.

Wie Sie richtig vermuten, hatte ich vor seinem Verschwinden fachlich mit Herrn Professor Stein zu tun. Er bat mich um Rat, weil er mit einem Projekt nicht weiterkam, das anscheinend seine fachlichen Kompetenzen überstieg. Er hatte versprochen, mir eine Zusammenfassung seiner bisherigen Ergebnisse in Form einer Präsentation zugänglich zu machen.

Dieses Dokument habe ich leider nie erhalten. Dafür fingen Kollegen aus unserer und einigen Nachbarfakultäten an, sich seltsam zu verhalten. Sie wirkten verstört und waren kaum ansprechbar und wenn, redeten Sie eigenartiges Zeug von einer Bedrohung von außen, die sie mir aber nicht beschreiben wollten. Binnen weniger Tage waren sie alle arbeitsunfähig, so daß der wissenschaftliche Betrieb praktisch zum Erliegen kam.

Ich vermute, daß zwischen diesen Vorfällen und den Erkenntnissen von Professor Stein ein Zusammenhang besteht. Ich kann mir nicht vorstellen, daß er anderen seine Ergebnisse vor mir gezeigt hat. Das wäre absurd. Seltsam ist aber, daß vor einigen Tagen im Fachbereich Leute auftauchten, die anfangen, aufdringliche Fragen nach unseren Forschungsergebnissen zu stellen. Einer von ihnen wagte es sogar, mir zu drohen, als ich ihm keine Antwort geben wollte. Ich denke, man kann mir nichts anhaben, weil ich nichts Unrechtes getan habe. Dennoch habe ich Angst.

Sollte sich am Ende Ihrer Nachforschungen alles in Wohlgefallen auflösen, werde ich mein Inkognito selbstverständlich lüften. Bis dahin bitte ich Sie um Ihr Verständnis.

Mit freundlichen Grüßen S.M.'

'Was es auch ist, das Professor Stein da verteilt hat, er hat es ziemlich flächendeckend getan,' dachte sich Mike. 'Und mein Tipgeber fühlt sich einfach nur übergangen. Das nagt an seinem Ego. Dabei sollte er doch froh sein, daß er sich genau deswegen noch seiner Gesundheit erfreut.'

Das schrieb er ihm aber nicht. Er beließ es bei einer kurzen Notiz, daß er in den nächsten Wochen unterwegs sei und sich hinterher melden würde. Danach packte er seine Sachen zuende. Zu seinem Koffer kam noch ein großer

Survival-Rucksack dazu. Den würde er in Chile brauchen, wenn er mit dem Auto nicht mehr weiterkam. Hoffentlich hatte er sich gut genug vorbereitet auf das, was ihn da draußen erwartete. Die Hälfte der Sachen, die er am Sonnabend noch in einem Outdoor-Shop erstanden hatte, konnte er hinterher vermutlich unbenutzt wegwerfen. Aber Wasserbehälter, ein Mückennetz und eine große Reiseapotheke konnten zumindest nicht ganz falsch sein.

Einen Moment bedauerte er, daß er in diesem Jahr nicht am Dalida Themenabend im Queen teilnehmen konnte. Der fand genau in der Zeit statt, in der er sich außer Landes aufhielt. Früher ging er dort immer mit Séb hin und im letzten Jahr begleitete sie zusätzlich Marie. Sie alle verehrten diese Ausnahmekünstlerin und genossen es, nach ihren Hits zu tanzen. Hits, die lange vor ihrer eigenen Kindheit schon welche waren. Mit Leuten zu reden, die man das ganze Jahr nicht gesehen hatte. Pfefferminzlikör zu trinken. Verrückte Klamotten zu tragen. Im Chor laut mitzusingen, denn selbstverständlich kannte jeder alle Erfolge Dalidas auswendig.

Wieviel lieber würde er dorthin gehen als in die chilenische Wildnis. So ganz angefreundet hatte er sich mit seinem Vorhaben immer noch nicht. Aber leider ging nicht beides gleichzeitig. Das Projekt hatte Vorrang. Er konnte es unmöglich um eine Woche verschieben. Als einzige Kompensation gönnte er sich einen Dalida Ordner für den iPod. Einen umfangreichen Ordner. So konnte er wenigstens in Gedanken mitfeiern.

Mike schrieb noch eine Reihe Memos. Für Marie, an Séb, an die Verlagsleitung. Er packte zuletzt noch Salbe in die Reiseapotheke, denn seine Brustwarzen fühlten sich immer noch wund an. Dann sammelte er seine Siebensachen ein und verließ das Appartement.

Kapitel 10. Maurice (13.05.2016)

Maurice saß in einem halbleeren Wartebereich im Justizpalast. Sie hatten ihn am Mittwochmorgen an den Quai des Orfèvres zitiert. So ultimativ klang der Anrufer, daß er nicht auf den Gedanken kam, auf stur zu schalten. Was zur Hölle wollten sie von ihm? Und warum hatte Martin Berthier ihm »Viel Glück!« hinterhergerufen, als er seine Pilotenjacke gegriffen hatte und wortlos gegangen war?

Weiteres Grübeln hatte keinen Sinn. Ihm fiel kein plausibler Grund ein. Daß ihn der besoffene Korse, den er vor einer Woche hochgenommen hatte, wirklich angezeigt hatte, glaubte er nicht. Selbst wenn, wäre das kein Fall für die Kriminalpolizei, sondern für ein Disziplinarverfahren. Was also sollte er hier? Maurice wurde unruhig und versuchte sich innerlich gegen alles, was ihm jetzt zustoßen konnte, zu wappnen. Worum es auch immer ging, den Kopf abreißen konnten sie ihm nicht. Außerdem hatte er Rechte.

Ein kleiner, etwas beleibter Mann kam um die Ecke. Glattrasiert, mit vollen Gesichtszügen und lebhaften Augen, die im Ruhezustand etwas verschmitzt guckten. Sein Alter sah man ihm nicht auf den ersten Blick an, aber Maurice schätzte, daß er etwa fünfzehn Jahre mehr auf dem Buckel haben müßte als er selbst. So Mitte bis knapp Ende Vierzig könnte er sein. Seine Anzughose saß verknittert, so als hätte er sie am Morgen nicht wechseln können und unter den Achseln seines Hemdes offenbarten sich während einer Bewegung kleine Schweißflecken.

Er blickte sich kurz in der Runde um und steuerte dann direkt auf ihn zu. Trotz seiner Rundungen wirkten seine Bewegungen dabei nicht un gelenk, sondern fast elegant.

»Sie müssen Maurice Belloumi sein«, sprach er ihn an.

»Stimmt, wie ...«

»Mein Name ist Georges Lefebvre. Kommen Sie bitte mit.«

Der Mann drehte auf dem Absatz um und enteilte mit ungeahnter Geschwindigkeit. Maurice folgte ihm wortlos und hatte überraschenderweise Mühe, Schritt zu halten. Alles, was er sich vorgenommen hatte zu sagen, verflüchtigte sich auf den ersten Metern. Er fühlte sich zurückgeworfen in seine Schulzeit, wenn man ihn wieder einmal zum Direktor zitierte. Er war kein guter Schüler und mehrere Male beinahe von der Schule geflogen. Wenn es eine Schlägerei auf dem Pausenhof gegeben hatte, mischte Maurice immer mit, denn meist ging es um ihn. Um ihn und damit, daß sein Vater aus Algerien kam. Wenn ein Klassenkamerad seine Mutter als 'Araberschlampe' titulierte, brannten ihm regelmäßig die Sicherungen durch.

Etwas an diesem Mann vor ihm erinnerte ihn an Monsieur Dupont. Sein Mathematiklehrer stand damals als einziger zwischen ihm und einem Schulverweis. Nicht, daß er je besonders freundlich zu ihm gewesen wäre. Aber gelegentlich half er ihm, wenn wieder einmal alles auf der Kippe stand. Vor einer besonders schweren Klausur gab er ihm sogar eine Nachhilfestunde. Maurice mochte ihn nicht. Schließlich war er ein Lehrer. Aber er respektierte ihn, so wie Dupont ihn zu respektieren schien. Ohne diesen Lehrer hätte er niemals seinen Abschluß geschafft.

Georges Lefebvre öffnete vor ihm eine Tür, die in ein kleines Büro führte. Hinter der Tür stand ein Rennrad. Dieser unerwartete Anblick riß Maurice aus seinen Gedanken. Mit einer Geste bot Lefebvre ihm wortlos einen Platz gegenüber seinem Schreibtisch an, hinter dem er selbst Platz nahm. Maurice setzte sich stocksteif und breitbeinig auf den angebotenen Stuhl. Bloß jetzt keine Schwäche zeigen, ehe er nicht im Bilde war, was hier lief. Lefebvre lehnte sich zurück und musterte ihn eindringlich. Lange genug, daß Maurice sich unangenehm und wie auf der Schulbank fühlte. Dann – nach einigen quälend langen Sekunden – begann er zu sprechen:

»Monsieur Belloumi, bitte entspannen Sie sich. Das kann man nicht mit ansehen. Ich will Ihnen nicht schaden! Niemand will das.«

Maurice wollte instinktiv protestieren. Irgendwer hatte immer etwas gegen ihn. Er mußte sich wehren, um nicht untergebuttert zu werden. Etwas in den braunen Augen von Lefebvre wirkte aber tatsächlich freundlich.

»Sie fragen sich sicher, warum Sie hier sind. Wenn ich mir das hier ansehe«, Lefebvre wies auf einen dicken Aktenordner vor ihm, »frage ich mich das ehrlich gesagt auch. Sie scheinen der einzige Polizist in Paris zu sein, bei dem es nicht genügt, die Dienstakte digital zu führen. Beschwerden von Ihnen. Beschwerden von anderen über Sie. Disziplinarverfahren. Rechtsbehelfe. Sie haben in den Revieren, in denen Sie bisher waren, ordentlich für Unruhe gesorgt. Mir ist noch nicht klar, was ich mit Ihnen anfangen soll.«

»Ich laß mir eben nich alles gefallen.«

»Das ist hier auch nicht der Punkt!« Eine plötzliche Schärfe in seinem Ton ließ Maurice aufhorchen und Lefebvres Augen schienen auf einmal zu blitzen. Jetzt wirkte er gar nicht mehr so nett und jovial. »Bis ich Sie instruiert habe, worum es hier geht, werden Sie nur reden, wenn Sie gefragt werden. Haben Sie das verstanden?!«

Maurice nickte verdattert.

»Die Sache ist folgende: Bei uns in der Kriminalpolizei sind einige Stellen unbesetzt und unsere Möglichkeiten, sie zu füllen sind begrenzt, denn wir haben einen Einstellungsstopp.« Er blickte vielsagend auf Maurices Dienstakte. »Wenn es auf mich ankäme, wären Sie nicht meine erste Wahl. Allerdings sind zwei Leute, auf deren Ansichten ich Wert lege, in diesem Punkt anderer Meinung. Deswegen sitzen Sie heute hier.«

»Aber ich hab mich doch gar nicht ...« Lefebvres Blick ließ ihn erneut verstummen.

»Mir ist klar, daß Ihr Name nicht auf der Bewerberliste steht. Eigentlich steht er auf keiner Liste. Sie scheinen aber Qualitäten zu besitzen, die Sie für eine Versetzung zur Kriminalpolizei geeignet machen könnten. Das zu beurteilen ist in der nächsten Zeit meine Aufgabe.«

»Äh ... ja.« Maurice wußte nicht, wie ihm gerade geschah.

»Wenn ich das richtig sehe, fühlen Sie sich im vierten Kommissariat nicht wohl. Und sollte dies hier wirklich Ihre Berufung sein, so wäre uns doch allen geholfen.«

Maurice nickte langsam und Lefebvres Blick wurde etwas milder.

»Es wird folgendermaßen ablaufen: Sie bleiben offiziell im Vierten. Wenn die Sache nicht funktioniert, gehen Sie dorthin zurück. Ich werde Fran... Ihren Revierleiter instruieren, daß Sie nur eingeschränkt eingesetzt werden. Sie werden nachmittags hier erscheinen. Wir haben für alle in Frage kommenden Quereinsteiger einen Crashkurs organisiert. Es gibt viele Vorschriften, die Sie kennen müssen. Kennen und einhalten. Irgendwann in den nächsten Wochen – wann genau wird sich noch ergeben – werden Sie mir bei einem Fall assistieren. Sie haben nur einen Versuch. Vergeuden Sie ihn nicht!«

»Ich versteh das trotzdem nicht. Ich erfüll doch gar nicht die Voraussetzungen, um hier arbeiten zu können. Ich hab kein Bac. Meine Akte ist ...«

»... eine Katastrophe. Milde gesagt.«

»Wer hat mich dann empfohlen?«

»Das sollte Sie momentan am wenigsten interessieren. Es gibt auch Positives in Ihrem Lebenslauf. Sie haben fünf Jahre bei der Gendarmerie verbracht. Sie haben sogar die Aufnahmeprüfung für die GIGN versucht.« Maurice errötete bei der Erinnerung an sein damaliges Scheitern. »Sie stammen aus den Banlieues. Das alles hat man Ihnen nicht in die Wiege gelegt, aber Sie haben es versucht und Sie haben sich bis hierher durchgebissen.«

Maurice begann, unruhig auf seinem Stuhl hin- und herzurutschen. Soviel Lob verkraftete er nicht.

»Wundert es Sie, daß ich das weiß?« Lefebvres Augen guckten wieder verschmitzt. »Sie glauben doch nicht, daß man nur mit Beziehungen auf den Stuhl kommt, auf dem Sie jetzt sitzen. Ein wenig Können gehört schon auch dazu und Ihre militärische Vorbildung und auch Ihre Herkunft spielen eine wichtige Rolle. Wir sind hier eine ziemlich bunte Truppe, und das müssen wir auch sein, damit wir uns mit unseren Fähigkeiten ergänzen können. Die Fälle, mit denen wir täglich konfrontiert werden, sind alles andere als 08/15. Deswegen sehen wir uns auch jeden sehr genau an, der hier möglicherweise arbeiten wird.«

»Ich muß ... ehrlich, damit hab ich nicht gerechnet, als ich hergerufen wurde.« Maurice gewann langsam seine Fassung zurück.

Lefebvre erwiderte: »Es wird kein Zuckerschlecken für Sie. Das fehlende Abitur stellt kein großes Problem dar, aber die anderen Bewerber bringen bessere Startvoraussetzungen mit.« Wieder ein Seitenblick auf die Akte. »Sie müssen also Ihre speziellen Fähigkeiten einsetzen, um mithalten zu können. Reißen sich außerdem zusammen, wenn Ihnen jemand dumm kommt. Ein Team funktioniert nur, wenn alle zusammenarbeiten und persönliche Differenzen hintanstellen. Ein Krach oder eine Schlägerei und Sie sind raus! Fühlen Sie sich dem gewachsen, Mr. Belloumi?«

»Ich versprech lieber nichts. Nur, daß ich alles tun werd, um mich der Freundschaft von wem-auch-immer würdig zu erweisen. Von nem Job hier hab ich allerdings wirklich geträumt. Ich hab nur nicht damit gerechnet, dafür in Betracht gezogen zu werden. Ich werd nen wenig Zeit brauchen, das zu verarbeiten.«

»Zeit bekommen Sie. Aber verarbeiten Sie nicht zu lange. Sonst ist Ihr Zug abgefahren. Für heute sind wir fertig. Ich habe jetzt noch mehrere Leute einzuweisen. Wir sehen uns am Montag.«

Maurice verabschiedete sich kurz und wandte sich dann zum Gehen. Lefebvre rief ihm durch die Tür nach: »Noch eins: Ihr Lebenswandel interessiert hier keinen. Gehen Sie also nicht gleich damit hausieren!« Maurices Wangen brannten. Das hatte bestimmt jeder im Großraumbüro gehört.

Na, und wenn! Die Zeiten waren vorbei, in denen er sich dafür geschämt hatte, er selbst zu sein. Mit erhobenem Kopf schritt er zwischen neugierigen Gesichtern entlang und machte sich auf den Rückweg ins Vierte. Da er dringend etwas Zeit und ein wenig frische Luft um die Nase brauchte, entschloß er sich, zu Fuß zu gehen. In Gedanken versunken wanderte er an Notre-Dame entlang und über den Pont Saint-Louis zum Quai d'Orleans. Er lief gerne hier am Wasser. Die Luft schmeckte frisch und unverbraucht und half ihm, den Kopf frei zu bekommen. Vielleicht bekam er gerade seine Chance. Er hatte keine Ahnung, wer sich da für ihn verwendet hatte, aber er nahm sich vor, sein Bestes zu geben und es nicht zu vermasseln.

Lefebvre schien ihm auf den zweiten Blick gar nicht so uneben zu sein. Er roch okay. Mit seiner offenen, direkten Art würde er klarkommen müssen. Anscheinend hatte er schon viel gesehen und er wirkte, als beurteilte er ihn fair und unvoreingenommen, obwohl er sichtbar nicht davon begeistert war, sich mit ihm auseinandersetzen zu müssen. Vielleicht dürfte er später mit ihm zusammenarbeiten, wenn er sich bewährt hatte. Und das mußte er.

Sorgen machte ihm nur, was ihm in dem 'Crashkurs' erwarten würde, der ihm bevorstand. Gesetze und Vorschriften pauken, fiel ihm schon immer schwer. Hoffentlich konnte er in der Praxis gutmachen, was ihm da an Geduld fehlte.

Kapitel 11. Mike (10. bis 16.05.2016)

Mike parkte seinen SUV an einer kleinen, namenlosen Lodge Turismo am Rio Tinguiririca, wo er sich für einige Tage eingemietet hatte. Das Anwesen mochte in früheren Zeiten einmal repräsentativ gewesen sein, eine letzte Bastion der Zivilisation am Rande der Wildnis. Heute wirkte es in dieser Lage etwas aus der Zeit gefallen. Stachelige Sträucher überwucherten das Gelände wie ein länger nicht mehr geschnittener Bart und niemand kümmerte sich um das, was er in seiner Hütte so trieb, nachdem ihn die Hausmeisterin wortreich eingewiesen hatte.

Er verstand allenfalls die Hälfte von dem, was sie ihm da erklärte. Spanisch sprach er nur gebrochen und er freute sich, daß er sich überhaupt einigermaßen verständigen konnte. Der Dialekt, den er hier hörte, hatte mit dem, was er einmal in der Schule gelernt hatte, nur entfernt etwas zu tun. Chile rühmte sich nicht umsonst, daß hier das schlechteste Spanisch der Welt gesprochen würde.

Mike gähnte ausgiebig und rieb sich die überanstrengten Augen. Er hatte unterwegs in San Fernando noch an einem Supermarkt haltgemacht und sich mit Getränken und Lebensmitteln für etwa eine Woche eingedeckt. Diese schleppte er jetzt zusammen mit dem Gepäck in seine Hütte. Dann schlief er bis zum nächsten Mittag durch und erwachte einigermaßen erholt, wenn auch durchgefroren. Hier im Hochland konnten die Nächte jetzt im Herbst schon kalt werden und die Hütte besaß keine Heizung. Den Nachmittag verbrachte er damit, die nähere Umgebung zu erkunden. Das Gelände stieg den Flußlauf hinauf deutlich sichtbar an. Dort mußte er entlang. Die 'Kolonie' lag etwa 15 km flußauf und 400 Meter höher an einem Nebenarm des Rios fernab von jeder befestigten Straße.

Er folgte der kleinen Straße, an der die Lodge lag, einige Kilometer flußaufwärts. Die Gegend wirkte nach dem Sommer ausgetrocknet und der Fluß führte nicht allzuviel und ziemlich schlammiges Wasser. Einige hundert Meter entfernt floß parallel zum Rio Tinguiririca ein anderes Fließchen namens Rio Claro, dessen Wasser seinem Namen alle Ehre machte. Mike wunderte es, hier zwei so unterschiedliche Gewässer auf engstem Raum vorzufinden.

Der buschige, trockengrüne Pflanzenbewuchs rundherum erinnerte entfernt an das Innere von Korsika. Dort hatte er mit Séb vor mehreren Jahren ein paar Wochen gezeltet. Ein 'Männerurlaub', wie sie das damals nannten. In einer besonders frischen Nacht hatten sie sogar den Schlafsack geteilt.

Er passierte einige verstreute, alte und baufällige Hütten. Danach gab es nur noch Landstraße. Rechter Hand erhob sich ein rundlicher, einige hundert Meter hoher Hügel, der 'La Rufina' genannt wurde. Die Straße führte am Fluß entlang in einer weiten Rechtskurve darum herum. Auf halber Strecke befand sich zwischen Straße und Fluß eine plane Fläche, an deren Ende ein großer Schuppen stand. Das Gebäude wirkte, als hätte man es erst vor einigen Jahren gebaut und sein Anstrich zeigte nicht den kleinsten Makel.

Mike parkte in der Nähe und sah sich die Umgebung an. Näher als bis hierhin kam man ohne ein richtiges Geländefahrzeug nicht an die 'Kolonie' heran. Das Fließchen verengte sich an dieser Stelle und passierte einen größeren Felsblock. Von der anderen Seite des Felsblocks ergoß sich ein noch kleineres Fließchen in den Rio Tinguirica. Es war nur wenige Meter breit und führte klares Wasser, entsprang also vermutlich direkt in den schroffen Bergen, die sich auf der anderen Seite in den Himmel reckten. Da ging es hoch hinauf auf über 3.000 Meter. Er konnte in der Ferne sogar Eisflächen glitzern sehen, wenn er die Augen zusammenkniff.

In diese Richtung mußte er. Die 'Kolonie' lag im Tal des Gewässers einige Kilometer aufwärts. Auf seinem Weg hierher hatte er nicht einen Menschen gesehen. Daher überraschte es ihn, mit welcher starken Schlössern der Schuppen gesichert war. Es gab zwei Türen, eine zur Straße und eine zum Fluß. Von hier aus führten markante Reifenspuren zum Wasser und schienen am anderen Ufer weiter zu gehen. Mike vermutete, daß sich hier ein Zwischenlager an Vorräten für die 'Kolonie' befand, das mal von der einen, mal von der anderen Seite besucht wurde. Die Sonne stand schon recht tief im Westen. Er beschloß, es für heute dabei bewenden zu lassen, und erst morgen in das kleine Tal einzudringen.

Am nächsten Tag fühlte er sich ausgeruht. Die Morgenkühle weckte ihn zeitig und so befand er sich bereits am frühen Vormittag wieder an der Einmündung des kleinen Tales. Mike hätte vermutlich einfach durch den Fluß waten können. Das Wasser schoß zwar mit einiger Geschwindigkeit abwärts, war aber nicht sehr tief. Diesmal fuhr er aber einige hundert Meter weiter. Dort befand sich in der Nähe eines kleinen Gehöfts eine einfache Brücke, über die er trockenen Fußes auf die andere Seite kam.

Für heute hatte er sich vorgenommen, so weit wie möglich in Richtung der 'Kolonie' voranzukommen und unauffällig die Gegend für seinen eigentlichen Vorstoß zu erkunden. Er ging von der Brücke aus in möglichst gerader Richtung nach Norden. Er wußte, daß er irgendwann wieder auf das Fließchen stoßen mußte, solange er nicht zu hoch hinauf in die Berge geriet. Hier auf der Südseite sahen sie zwar weniger steil aus als die Berge auf der Nordseite des Fließchens, aber selbst 'wildromantisch' wäre keine passende Beschreibung gewesen.

Mike schlug sich bei sengender Sonne durch dornige Buschlandschaften, durch die sich unvermittelt Täler zogen. Die Luftlinie zur 'Kolonie' betrug nur etwa fünf Kilometer. Dazwischen lag aber eine Bergkette, deren Gipfel sich bereits 1.500 – 2.000 Meter hoch erhoben. Diese versuchte Mike in Flußnähe zu umgehen, was die Strecke, die er zurücklegen mußte, mehr als verdoppelte.

Nach einer Stunde befand er sich in den Hängen über dem Fließchen, das nun in einem Bogen nach Osten floß. Fast wäre er der Versuchung erlegen, hinunterzuklettern und sich einfach im Tal einen Weg zu suchen. Zum Glück erkannte er schnell, daß das keine gute Idee wäre. Unten im Tal bewegten sich nämlich mehrere Lastwagen mit überdimensionalen Reifen voran, deren Muster bestimmt gut in die Spuren paßten, die er am Vortag in der Nähe des Schuppens gesehen hatte. Dort unten würde er nicht lange unentdeckt bleiben.

Er hielt sich lieber an die weniger bequeme, aber dafür sichere Route einige hundert Meter vom Ufer entfernt. Mike spürte nach der zweiten Stunde ziehende Schmerzen in den Beinen. Er würde sicher den Muskelkater seines

Lebens bekommen. Zerstoehen war er auch, teils von dem macchiaartigen Gestrüpp, teils von den Moskitos, die es auch hier im Hochland gab.

Er gönnte sich eine Viertelstunde Rast. Nicht zu lange, schließlich mußte er die Strecke am Nachmittag auch noch zurück. Er packte eine Flasche Wasser aus seinem Rucksack und trank es in kleinen Schlucken. Dann kletterte er weiter. Die Hänge wurden steiler und er hatte Mühe, nicht abzurutschen. Das Fließchen mäandrierte sich unten im Tal in mehreren Schleifen nach Norden durch eine Art Schlucht. Mike stieg jetzt direkt nach oben, denn auf der anderen Seite der Hügelkette, um die sich das Wasser herumzwängte, mußte die 'Kolonie' liegen.

Schließlich erreichte er die Berggipfel und blickte hinunter auf die andere Seite. Unter ihm teilte sich das Wasser in zwei Arme und umfloß eine Art länglicher Halbinsel von der Größe einiger Fußballfelder. Auf dieser befand sich eine Reihe von Gebäuden, die teilweise in den felsigen Hang zwischen den beiden Wasserläufen gebaut waren. Auf der Nordostseite des Fließchens sah er eine parkähnliche Anlage mit Obstbäumen. Auf dem flachen Hang auf der ihm zugewandten Seite standen Solarpaneele in einer Menge, die zusammen die Leistung eines kleinen Kraftwerks erreichen mußten. Sie waren nach Norden ausgerichtet und sammelten jetzt auf Hochtouren Energie.

Mike nahm sein Fernglas zur Hand und studierte die ganze Anlage von oben genau. Sie bot sicher Platz für einige hundert Bewohner. Einige Gebäude hatte man erkennbar nicht zu Wohnzwecken errichtet. Er vermutete, daß dort gearbeitet wurde. Die Eigentümer dieses Anwesens mußten einigen Aufwand treiben, um hier in der Einöde eine halbwegs autarke Anlage zu erhalten. Wasser und Energie hatten sie genügend. Die Konvois zu dem Lager-schuppen dienten wohl der Versorgung mit Lebensmitteln und technischem Gerät. Er entdeckte auch eine Reihe von Parabolantennen. Wahrscheinlich erhielt die 'Kolonie' Netz über Satellit.

Einige größere Maschinen unter einer Art Carport standen außerhalb der Halbinsel zwischen dem Solarkraftwerk und der Anlage und dienten sicher als Umspanner, Transformator, Wechselrichter, und was man sonst noch benötigte, um die Bewohner mit jeder Annehmlichkeit zu versorgen, die mit Elektrizität machbar war. Von dort aus führten auch dicke Kabel in eine einfache Halle, in der sich wohl die Speicherbänke befanden. Schließlich schien die Sonne nicht immer.

'Was treibt jemanden dazu, sich an einer so abgelegenen Stelle niederzulassen und wie haben sie es geschafft, das vor der restlichen Welt geheim zu halten?' fragte er sich, während er die Sicherheitsmaßnahmen studierte. Das Gelände war durch seine Lage gut geschützt. Eindringen konnte man praktisch nur von Westen durch das Tal. Dort patrouillierten aber – ebenso wie auf dem restlichen Gelände – einige Leute, die für ihn sehr nach einem Sicherheitsdienst aussahen. Offensichtlich hatte man sich man auf ungebetenem Besuch vorbereitet.

Während er das Treiben unten weiter beobachtete, schmiedete er einen Plan für die kommenden Tage. Morgen würde er sich ausruhen müssen. Das spürte er klar an seinen schmerzenden Muskeln. Aber übermorgen konnte er sich mit seiner Ausrüstung wieder hierher auf den Weg machen und dann mußte er hoffen, daß sich eine Möglichkeit ergab, um auf das Gelände zu kommen.

Schließlich suchte er sich einen Rückweg. Einer Intuition folgend nahm er eine Abzweigung in ein kleines Seitental, von dem er auf der Karte gesehen hatte, daß er an dessen Ende den seinen Heimweg blockierenden Höhenzug an dessen flachster Stelle, bei etwa 1.300 Meter, überqueren konnte und auf der anderen Seite in ein weiteres Tal kam, das direkt bei der kleinen Brücke wieder auf das Tal des Rio Tinguiririca traf. Das würde sicherlich auch eine ordentliche Kletterei werden, aber möglicherweise nicht so halsbrecherisch, wie an den steilen Wänden des kleinen, namenlosen Fließchens, an dem die 'Kolonie' lag.

Seine Intuition lag goldrichtig. Die Route erwies sich im Vergleich zu seinem Hinweg als geradezu bequem. Lediglich der letzte Aufstieg auf den Kamm gestaltete sich sehr steil, danach ging es aber flacher weiter. Das Gelände

fiel zunächst langsam, später dann schneller in ein neues Tal ab. Hier konnte er sogar über eine längere Strecke im Schatten der Felsmassive über ihm laufen. Die Talsohle selbst lag fast auf der ganzen Strecke trocken. Vermutlich floß hier nur während der Regenzeit im Südwinter Wasser.

Die Strecke war auf keinen Fall kürzer als der Hinweg, denn das Tal verlief in unzähligen Kurven an den Hängen des Bergmassivs entlang. Den Großteil der Strecke konnte Mike aber rasch ausschreiten und kam schnell voran. Außerdem begegnete ihm während der ganzen Zeit nicht eine Menschenseele. Das Risiko, hier entdeckt zu werden, erschien ihm deutlich geringer als auf seiner Hinroute.

So nahm er diese Strecke auch am übernächsten Tag wieder. Er benötigte den Tag Erholung tatsächlich und selbst heute schmerzten seine Beinmuskeln bei bestimmten Bewegungen noch. Dennoch stand er bereits vor Mittag wieder auf dem Höhenzug, von dem aus er das Gelände der Kolonie überblicken konnte. Er fand eine flache Senke in der Nähe, die weder von der 'Kolonie' aus, noch vom Flußtal mit seinen Konvois eingesehen werden konnte. Dort schlug er sein kleines Zelt auf. Die nächsten Nächte mußte er hier oben ausharren und hoffen, daß er unentdeckt blieb.

Den Nachmittag verbrachte er auf der Hügelkuppe und betrachtete das Kommen und Gehen in der 'Kolonie'. Von Zeit zu Zeit machte er sich Notizen. Er befand sich nur etwa hundert Meter Luftlinie von der Anlage entfernt. Sein Fernglas hatte er mit einer Art Sonnenschirm versehen, damit die Gläser im Schatten blieben und man unten im Tal keine Lichtreflexe sah. So getarnt konnte er sogar Gesichter erkennen. Schnell hatte er Professor Stein auffindig gemacht. Er lag den ganzen Nachmittag auf einem Liegestuhl etwas abseits vom Rest der Anlage. Die Routen der Wachmänner führten in einiger Entfernung an ihm vorbei.

Mike lag den ganzen Tag und auch den folgenden Sonntag auf seinem Wachplatz und sammelte Informationen. Eine Anschleichroute hatte er schnell ausgemacht. Die Solarpaneele auf seiner Seite boten einen perfekten Schutz und er konnte jeden Punkt an der Südseite der Halbinsel ungesehen erreichen. Schwieriger würde es dann werden, durch das Fließchen auf das Gelände der 'Kolonie' zu kommen, ohne den Wachleuten in die Arme zu laufen.

Er hatte da oben viel Zeit zum Nachdenken. Vor allem nachts, wenn er in der Stunde vor Sonnenaufgang frierend in seinem Schlafsack lag, fragte er sich, was er hier eigentlich machte. Er hatte sich in den letzten Jahren im 'Magazine' eine Position erarbeitet, in der er niemandem mehr etwas beweisen mußte. Er war freundlich, friedliebend und hielt sich an die Gesetze, jedenfalls meistens. Warum lag er jetzt also hier und versuchte in eine gesicherte Einrichtung einzubrechen?

Wahrscheinlich hätte er sich viel Ärger erspart, wenn er die erste Nachricht seiner anonymen Quelle seinerzeit ungelesen in den Papierkorb geklickt hätte. So trieb ihn in den letzten Wochen die Entwicklung seiner eigenen Nachforschungen von Punkt zu Punkt. Und Sébs natürlich auch. Immer, wenn der eine am Ende seiner Weisheit war, hatte der andere wieder ein Puzzlestück beizusteuern, das sie weiterbrachte. Gemeinsam hatten sie am Ende diesen versteckten Ort gefunden.

Unglücklicherweise saß er jetzt aber allein hier und nicht zusammen mit seinem besten Freund. Letztlich handelte es sich um seine Story und er mußte diese Mission zu einem erfolgreichen Ende bringen. Nur: Konnte er diese Aufgabe allein meistern? Dieser Job erforderte eigentlich die Fähigkeiten eines Agenten oder Soldaten. Sein Wissen, wie man hier draußen überlebte, war mehr theoretischer Natur. Mike zitterte vor Kälte und vor Angst. In diesem Moment hätte er am liebsten alles zusammengepackt und sich auf den Heimweg gemacht. Diese Aktion erschien ihm plötzlich eine, nein mehrere Nummern zu groß.

Er vermißte Sébastiens Gegenwart schmerzlich, und das nicht nur, weil er sich jetzt im Schlafsack an ihn kuscheln und sich wärmen könnte (Warum erregte ihn die Vorstellung?). Seine Gedanken verwirrten sich und er glitt in einen leichten, unruhigen Schlaf hinüber.

Er befand sich wieder in Paris und betrat Sébastiens Appartement. Ein Vogel sang. Es schien aber keine der Amseln zu sein, die den bepflanzten Kinderspielplatz hinter seiner eigenen Wohnung bevölkerten. Die Stimme klang zwar ähnlich, aber irgendwie fremd und verzerrt, fast höhnisch. Séb befand sich nicht im Wohnzimmer, wo er sonst auf ihn wartete, wenn Mike ihn besuchte. Er fand ihn im Schlafzimmer. Er lag regungslos und mit geschlossenen Augen auf seinem Bett. Vor dem Bett stand ein sehr junger, blasser Mann. In der Hand hielt er ein langes Messer, von dessen Klinge das Blut tropfte.

»Sie hätten mich nicht unterschätzen dürfen«, sagte der Mann mit kalter und mechanischer Stimme. In diesem Moment schlug Sébastien die Augen auf, blickte zu Mike und sagte beruhigend zu ihm: »Mach' Dir keine Sorgen um mich, mein Freund. Du bist derjenige, der sich körperlich in Gefahr begibt. Ich riskiere nur meine Hardware.«

Die Chilespottdrossel flog schimpfend davon, als Mike mit einem leisen Schrei aus seinem Schlummer hochschreckte. Die Sonne war bereits über die Bergkette im Osten geklettert und brannte auf sein Zelt. Bei Licht betrachtet und nach dem ersten Kaffee, den er sich auf einem Campingkocher bereitete, schienen die Probleme, die vor ihm lagen, gar nicht mehr so gefährlich und unüberwindbar. Er hatte am gestrigen Sonntag genau mitgeschrieben, wann sich welche Leute an welcher Stelle aufhielten und er glaubte, den dahinterliegenden Wachplan verstanden zu haben.

Professor Stein lag am Vortag wieder für einige Stunden an seinem abgeschiedenen Platz. Anscheinend ruhte er sich dort regelmäßig aus. Zusammen mit den Informationen, die er gesammelt hatte, ergab das einen Plan, wie er auf die Halbinsel und auch wieder zurückkam. Mike beschloß, ihn am Nachmittag in die Tat umzusetzen.

Kapitel 12. Walter (16.05.2016)

Der Wind wehte sanft. Er kam von Westen, aus dem Valle Central den Flußlauf hinauf, und strich mit zarten Fingern über Walters Gesicht. Der entspannte sich in seinem Liegestuhl und blickte durch die geschlossenen Augen in Richtung der Sonne. Leuchtend gelbrot schienen ihre Strahlen durch seine Lider. Er spürte ihre Wärme, wie sie seinen Körper durchströmte. Wenn er die Lider einen klitzekleinen Spalt öffnete, sah er im Gegenlicht kleine Objekte in einer Flüssigkeit schwimmen. Sie sahen aus wie Zellen im Lichtmikroskop. Walter wußte, daß es sich um eine Illusion handelte, nämlich um Schatten im Glaskörper seiner Augen. Aber sie schienen so real. Real wie seine Müdigkeit. Er hatte schon seit Wochen keine Nacht mehr durchgeschlafen.

Er entspannte sich. Für einen Moment erschien es ihm so, als würde er in einer warmen Badewanne schwimmen. Der Schlaf streckte seine Finger nach seinem Geist aus und er verharrte einige Zeit in diesem Zustand.

Nicht lange genug, um wirklich Ruhe zu finden. Lianengleich fetzten plötzlich Arme aus der nebligen Dunkelheit unter ihm. Arme mit bezahnten Mündern. Sie schnappten nach seinen Beinen. Lautlos. Wollten ihn zu sich hinab ziehen. Hohe, zackige Strukturen ragten drohend über ihm auf. Schienen auf ihn herabzustürzen. Eine neblige Ebene lag vor ihm. Eine Ebene, die keine Ebene war. Ein kaltes, künstliches Licht lag über der Szene, das von überall her zu kommen schien. Keine Sonne. Kein Mond. Ein fremdes Wesen reckte ihm vieläugig die Häuse entgegen. Walter wußte, er gehörte nicht hierher. Er mußte fliehen. Er lief und lief, kam aber nicht von der Stelle. Dann fiel er wieder in die Dunkelheit hinein. Den schnappenden Armen entgegen ...

Ein dunkler Schatten schob sich vor die Sonne. Zu schnell für eine Wolke. Das Gefühl der Wärme auf seinem Gesicht verschwand. Walter schreckte hoch. Irritiert öffnete er die Lider ganz und sah eine Gestalt vor sich stehen. »Walter Stein? Dr. Walter Stein?« sagte eine Stimme.

Er beschirmte seine Augen mit einer Hand, um sein Gegenüber besser zu erkennen. »Ja. Was wollen Sie? Ist es schon Zeit zum Essen?«

»Entschuldigen Sie, aber ich gehöre nicht zum Personal«, sagte die Stimme, immer noch ein schwarzer Schatten vor der Sonne. »Gestatten Sie, daß ich mich vorstelle? Mike Peters ist mein Name. Ich bin Journalist.«

»Was wollen Sie hier? Wie haben Sie mich gefunden?« Walter fühlte sich alarmiert und stand noch durch seinen Wachtraum unter Adrenalin. Der Mann ging endlich aus der Sonne, so daß er ihn sah. Ein fremdes, junges Gesicht, das ihm unbekannt erschien. Blaugrüne, klare Augen unter einer hohen Stirn musterten ihn durchdringend. Ein kurzer, streng geschnittener Bart um ein kantiges Kinn vermittelte einen Eindruck von Sorgfalt, der in bemerkenswertem Widerspruch stand zu seiner Kleidung, die sich in bemitleidenswerten Zustand befand. Ein wilder, brauner Haarschopf, in dem noch letzte Spuren von Gel zu entdecken waren, prangte auf seinem Kopf.

»Es war nicht einfach, zu Ihnen vorzudringen«, sagte der Fremde trocken, als er Walters musternden Blick bemerkte. »Das wissen Sie sicher. Die 'Kolonie' mag keine Eindringlinge und ich mußte etwas Aufwand treiben, um Sie zu sehen, ohne gleich alle Leute aufzuschrecken.« Er hielt ihm die Hand entgegen. »Glauben Sie mir bitte, ich will Ihnen nicht schaden!«

Walter zögerte. Einen Moment überlegte er, den Knopf an seinem Pieper zu drücken, der den Sicherheitsdienst rief, aber etwas im Blick von Mike Peters hielt ihn davon ab. »Naja, wollten Sie mir schaden, hätten Sie das wohl bereits gekonnt.« Er richtete sich in seinem Stuhl auf und schüttelte die Hand des Fremden. »Setzen Sie sich«, sagte er und deutete mit einer einladenden Handbewegung auf einen Stuhl neben ihm. »Mike Peters ist also Ihr Name. Mögen Sie etwas trinken? Die bringen einem hier alles, was man will.«

Mike setzte sich. »Ich möchte gerne mit Ihnen allein reden. Wer weiß, was 'die' machen, wenn sie hier einen Fremden sehen. Vor allem einen, der so aussieht wie ich.« Er klopfte sich etwas Erde aus der Jacke und wrang an seinen Hosenbeinen herum, die unterhalb der Knie patschnaß waren. »Ich bin beim Recherchieren nach dieser 'Kolonie' auf Informationen gestoßen, die mich vermuten lassen, daß man hier sehr humorlos reagiert, wenn man einen Journalisten auf ihrem Grund und Boden entdeckt.«

»Deswegen bin ich ja genau hier. Hierhin kommt niemand, der Fragen stellt.« Walter richtete sich etwas in seinem Sitz auf. »Dann fangen wir doch nochmal von vorne an.«

Er sah sich sein Gegenüber jetzt genauer an. Dieser Monsieur Peters schien einige harte Tage hinter sich zu haben, denn bei aller Regelmäßigkeit seiner Gesichtszüge waren die Wangen ein wenig hohl und auch die Ringe um die Augen ließen darauf schließen, daß er sich nicht in bestem körperlichem Zustand befand. Die Kleidung tat ein Übriges. Man sah, daß sie einmal teuer gewesen sein mußte. Jetzt wirkte sie allerdings verschlissen und schmutzig.

»Ich wüßte gerne, warum Sie mich unbedingt sehen wollen. Ich bin nur ein alter Mann, der sich an das Ende der Welt zurückgezogen hat und hier seine Ruhe finden möchte.«

Mike lachte. »Netter Versuch, Herr Professor. Ihre Geschichte will ich. Sie sind einer der renommiertesten Physiker unserer Zeit, aber Sie sind vor einigen Wochen einfach aus der Welt verschwunden, nachdem Sie für eine Menge Aufregung gesorgt haben. Einer Ihrer Assistenten hat sich eine Kugel in den Mund gejagt und viele Ihrer Fachkollegen verhalten sich gelinde gesagt seltsam. Es gibt wilde Spekulationen deswegen. Von einem vertuschten Mord beispielsweise. Die Polizei versucht übrigens auch, Sie zu finden.«

»Sie sind Ihnen voraus, wie es scheint.« Walter fühlte sich für eine Sekunde zurück versetzt an den Moment, wo die Hände aus dem Nebel nach ihm griffen. Da waren sie nun, die Hände. Er fühlte, er mußte sich ihnen stellen, doch war er schon bereit dazu?

»Was ist wirklich passiert? Haben Sie Ihren Assistenten ermordet?«

»Er hat sich umgebracht. Wenn Sie die Fakten gründlich betrachtet haben, werden Sie das auch wissen.« *'Man ist nie bereit'*, dachte sich Walter. »Wenn Sie mich allerdings fragen, ob ich an den Ereignissen, die zu seinem Tod führten, beteiligt war, so ist das auch richtig.«

Langsam ebten die Wellen von Adrenalin wieder ab, die seinen Körper seit dem unsanften Erwachen geflutet hatten und er brachte seinen Liegestuhl in eine aufrechte Position, so daß er in Richtung der sonnenbeschiene- nen Hänge blickte, die sich hinter dem Fließchen erstreckten.

Walter mochte sich in seinen Sechzigern befinden und wäre dies hier ein Seniorenheim, so würde man ihn problemlos für einen Bewohner halten. Zwar bewegten seine dunkelblauen Augen sehr lebhaft unter der hohen Stirn. Manchmal, wenn sie kurz verweilten, strahlten sie aber Müdigkeit und großen Kummer aus, so als müßte er sich von einem schweren, seelischen Schlag erholen. Er wirkte auch körperlich angegriffen. Seine Hände umklammerten zwischendurch immer wieder wie im Krampf die Lehnen des Liegestuhls, auf dem er saß. Auch die Falten um seine Augen lagen tiefer, als man es üblicherweise erwartet hätte. Er besaß einen dünnen, fast mageren Körperbau, so daß seine Gesichtszüge etwas holzschnittartig erschienen und die Nase unnatürlich groß aus- sah. Die Haut über den Jochbeinen spannte sich und auf seinen Händen zeigten sich bereits die ersten Altersflek- ken.

Jetzt aber wirkte er aufmerksam und fokussiert. »Was erwarten Sie sich von unserem Gespräch?« fragte er Mike.

»Ich bin Redakteur beim 'Magazine de la Science'. Ich habe Ihre Veröffentlichungen über die Jahre verfolgt und einige Ihrer Bücher rezensiert. Ich verstehe nicht bis ins letzte Detail, woran Sie arbeiten. Dazu muß man vermut- lich Physik oder Mathematik studieren und in Ihrem Bereich arbeiten. Ich glaubte aber ein Gespür dafür zu haben, wie Sie ticken. Sie sind nicht der Typ Fachidiot, der in seiner ökologischen Nische aufgeht. Sie denken fachüber- greifend. Sie handeln politisch und haben eine eigene Meinung. Ich habe in einer alten Quelle Informationen gefunden, daß Sie öffentlich kritisiert haben, wie sich einige ihrer Kollegen von der Industrie schmieren ließen, als Sie noch in den Staaten gelehrt haben. Man hat Sie daraufhin fachlich diskreditiert und zum Gehen gezwun- gen. Das sagt mir, daß Sie sich engagieren und die Welt verbessern wollen.«

»Da haben Sie aber tief in der Vergangenheit gegraben. Das ist eine Zeit, die ich lieber vergessen möchte.«

»Stellen Sie Ihr Licht nicht unter den Scheffel.« Mike grinste ihn an. »Ich bin ein Fan Ihrer Telekollegs. Sie verste- hen es, Ihr Fachgebiet einem breiten Publikum zu erklären. Sie nehmen die Leute mit. Sie beschäftigen sich mit Wissenschaftsethik und scheuen auch philosophische Fragen nicht. Besonders fasziniert hat mich Ihr letzter Vor- trag, der einige Monate vor Ihrem Verschwinden veröffentlicht wurde. Sie beschäftigen sich darin mit der Theo- rie, daß wir alle in einer virtuellen Realität leben.«

»Interessant, daß Sie davon reden.« Walter wirkte plötzlich abwesend. Es sah aus, als wäre ein Schatten auf sein Gesicht gefallen. Möglicherweise lag die Ursache dieses Effekts in seiner etwas dunkleren Hautfarbe, die vermu- ten ließ, daß nicht alle seiner Vorfahren aus England stammten. Dann sah er Mike wieder direkt an.

»Diesen Vortrag habe ich mit großem Vergnügen gehalten. Es macht einen Riesenspaß, die Vorurteile anderer zu sezieren, die so etwas einfach als unmöglich abtun, nur weil es nicht in ihr Weltbild paßt. Erschreckend, wie falsch ich damals lag ... oder wie richtig ...«

»Hat dieses Kolleg denn mit ihrem Verschwinden zu tun?«

»Inhaltlich nur am Rande. Aber damals begann die Ereigniskette, die dazu führte, daß die Dinge heute so aus dem Ruder gelaufen sind. Ich habe der NASA in früheren Jahren einige Male aus der Patsche geholfen.« Walter fing Mikes fragenden Blick auf und sprach sofort weiter. »Das ist nicht Teil dieser Geschichte und ist auch nicht von der Tragweite wie das, was mir in den letzten Wochen widerfahren ist. Vielleicht haben Sie das bei Ihren Nachforschungen zu meiner Person auch entdeckt.« Mike nickte. »Wenn wir beide in einem Jahr noch leben, dürfen Sie mich gerne dazu ausfragen. Ich vermute aber, daß Sie sich genau überlegen werden, ob Sie das, was ich Ihnen erzählen kann, wirklich veröffentlichen wollen. Genau deswegen kann ich beruhigt mit Ihnen reden. Ihre Leser werden Sie nämlich für verrückt halten. Sie und mich. Was wir herausgefunden haben, würde ich selbst nicht glauben, wenn ich nicht die Originaldaten gesehen hätte.«

»Sie machen es ja richtig spannend.«

»Spannend ist nicht das Wort, das mir zuerst ins Gedächtnis kommt, wenn ich daran denke, warum ich hier bin. Aber sei's drum. Wir waren bei der NASA stehengeblieben. Ich habe dort eine recht hohe Sicherheitsfreigabe und erhalte Informationen, die mein Forschungsgebiet betreffen, als einer der ersten. Ich bin Astrophysiker. Ich habe die kosmische Hintergrundstrahlung im Mikrowellenbereich systematisch untersucht und einige Zusammenhänge aufgedeckt, die mir einen gewissen Ruf unter Kollegen eingebracht haben. Sie haben als wissenschaftlicher Journalist sicher bereits von der Anisotropie des kosmischen Hintergrundes gehört?«

Mike sah ihn fragend an. »Gehört ja, aber erklären sie es mir bitte sicherheitshalber mit Ihren Worten. Ich möchte sichergehen, daß mein Wissen kein Halbwissen ist.«

»Es gibt im Weltall eine schwache Hintergrundstrahlung im Mikrowellenbereich. Sie erreicht uns aus allen Richtungen des Universums völlig gleichmäßig und weist nur sehr geringe Fluktuationen auf. Die gängige Meinung dazu ist, daß es sich um eine Art Nachglimmen aus der Zeit handelt, als unser Universum sich nach dem Urknall und seiner ersten, beschleunigten Ausdehnung genügend abgekühlt hatte, um für Strahlung durchsichtig zu werden.«

»Okay, soweit kann ich Ihnen folgen.«

»Ich habe mich in den letzten Jahren mit der Feinstruktur dieser Strahlung befaßt. Sie zeigt nämlich leichte Schwankungen in Temperatur und Intensität, die bislang auf den Einfluß der uns umgebenden Ansammlungen von Galaxien zurückgeführt wurde. An dieser Erkenntnis bin ich nicht ganz unschuldig.

Als ich am Tag nach dem Telekolleg wieder in mein Büro kam, fand ich in meinen E-Mails Zugangsdaten für eine Datenbank. Sie war Teil eines ehemals militärischen Projektes unter Federführung der NASA, das der Suche nach extraterrestrischen Zivilisationen galt und mittlerweile wegen gestrichener Mittel eingestellt wurde. Darin fand ich Karten des Weltalls im Radio- und Mikrowellenbereich mit noch nie dagewesener Auflösung, die einen neuen Blick auf die Natur dieser Hintergrundstrahlung werfen.«

Mike pfiß leise durch die Zähne. »Ich wußte, daß die Jungs bei der NASA mehr als eine Leiche im Keller haben.«

»Das verbuche ich mal als Untertreibung des Monats«, antwortete Walter lakonisch. »Ich habe eine Weile gebraucht, um mich einzuarbeiten. Die Mengen sind einfach unglaublich und beanspruchen die Festplatten eines mittleren Serverparks. Da ist es nicht ganz einfach, einen Überblick über das Ganze zu erhalten. Ich will Sie nicht mit den Details langweilen. Jedenfalls habe ich in diesen hochaufgelösten Daten Muster gefunden, die ich nicht erklären konnte und die weitaus feiner und komplexer sind als das, was Sie je an Grafiken in Ihrem Magazin oder in anderen wissenschaftlichen Veröffentlichungen gesehen haben. Ich bin zwar Physiker und Mathematiker. Der mathematische Hintergrund der Auswertung dieser Daten überstieg aber dennoch meinen Horizont deutlich. Ich habe das Problem daher in meiner Arbeitsgruppe präsentiert und um Ideen und Anregungen gebeten.

Nun arbeiten nicht nur Astrophysiker bei mir. Ein guter akademischer Ruf bringt gewisse Vorzüge mit sich. Ich konnte mir meine Mitarbeiter und Doktoranden aus einer Vielzahl von Bewerbern aussuchen und ich habe immer darauf geachtet, daß das Team interdisziplinär aufgebaut ist und ein wenig über unseren physikalischen Tellerrand hinausblickt.

Nicht alle konnten mit meinem speziellen Problem etwas anfangen. Einer meiner Mitarbeiter aber, ein junger Astroinformatiker namens Martin O'Connor, bekam große Augen, als ich im Gruppenplenum einen Auszug der Daten präsentierte. Ich hatte ihn erst kurz vorher nach einem etwas kuriosen Bewerbungsgespräch in meine Arbeitsgruppe aufgenommen. Er beherrschte sein Fachgebiet mit einer Sicherheit, die ich mir in seinem Alter gewünscht hätte. Seine Gedanken sprangen aber gelegentlich so schnell von einem Thema zum nächsten, daß ich Mühe hatte, ihnen zu folgen. Außerdem war er blutjung und hatte sein Studium noch gar nicht beendet. Er engagierte sich aber sehr für die Projekte, die er verfolgte. Er wirkte im Gespräch auf mich psychisch nicht gefestigt und tat sich im sozialen Umfeld schwer. Das habe ich um seiner fachlichen Qualitäten wegen in Kauf genommen. Vielleicht habe ich auch ein Faible für kompliziertere Fälle.«

Mike nickte lächelnd.

»Wir trafen uns nach der Arbeitsgruppenbesprechung privat in meinem Büro und redeten über die Daten. O'Connor reagierte wie ich skeptisch und meinte, wir müßten zunächst unbedingt ausschließen, daß es sich bei den Mustern um Artefakte handelte, ehe wir an eine Auswertung gehen.

Wir schafften aus Universitätsmitteln eine neue Workstation nach seinen Spezifikationen an, mit deren Hilfe wir die Auswertung der Daten organisieren wollten. Wegen der immensen Datenmenge war das auch mit solch einem schnellen Rechner kein Kinderspiel. Mit meinen Beziehungen bekam ich zur Auswertung zusätzlich Rechenzeit auf dem Haupt-Rechnerverbund des CNRS und die ausgewerteten Daten liefen über das Intranet auf unserer Workstation zusammen.

Es verging Woche um Woche und ich hatte zunächst nicht den Eindruck, daß wir wirklich weiterkämen. Schließlich konnten wir aber mit einiger Sicherheit die üblichen Fehlerquellen in den Meßapparaturen und bei der Datenkompression ausschließen. Wir bekamen sogar noch einmal Meßzeit auf dem Teleskop eines Original-Satelliten und konnten die Daten unserer Datenbank stichpunktartig auf Konsistenz zu aktuellen Messungen überprüfen.

Im nächsten Schritt sahen wir uns einen Ausschnitt der Karte im Detail an und verglichen ihn mit den bisherigen Daten. Die neuen Bilder wiesen eine beeindruckende Qualität und Schärfe auf. Wo sich in den alten Daten helle und dunkle Flecken befunden hatten, erschienen jetzt höher aufgelöste Formen, die von mehr oder weniger regelmäßigen Linienmustern umgeben waren.

»Es sieht fast aus, wie ein Interferenzmuster«, merkte O'Connor an. »Die Frage ist nur, was da womit interferiert.«

»Womit wir wieder bei der Frage nach Artefakten in den Daten wären. Aber gehen wir spaßeshalber einmal davon aus, daß es sich nicht um ein Artefakt handelt. Welche Optionen haben wir dann?«

»Etwas muß sich in unserem Universum befinden, das diese Interferenzen hervorruft. Da wir gerade völlig im Dunkeln tappen, könnte das von Abbildungsfehlern im Teleskop über Gravitationsfelder bis hin zu exotischen, noch nicht entdeckten Materieteilchen so ziemlich alles sein.«

»Wobei wir nicht das gesamte Universum einsehen können. Zum einen können wir maximal so viele Lichtjahre weit sehen, wie unser Universum in Jahren existiert. Zum anderen stellt die Mikrowellenstrahlung, die wir hier untersuchen, ja eine Art Ereignishorizont dar zu dem Moment, an dem nach den gängigen Theorien das Universum zum ersten Mal durchsichtig für Strahlung wurde.«

O'Connor sah aus, als hätte ihn gerade der Blitz getroffen. ›Ereignishorizont‹, sagte er gedehnt. Dann zog er sich für Minuten in sich zurück und schien mit seinen Gedanken beschäftigt. Ich wartete geduldig. Schließlich bemerkte er mich wieder und sagte: ›Genau, es ist ein Horizont, auf den wir blicken. Ein Horizont kann aber auch eine Projektionsfläche sein. Was ist, wenn sich das Interferenzmuster auf diesem Horizont befindet?‹

›Jetzt sind wir an dem Punkt, wo wir die Fundamente unserer Wissenschaften hinter uns lassen.‹ Ich versuchte spöttisch zu klingen, aber so ganz gelang mir das nicht.

O'Connor fixierte einen imaginären Punkt im Raum, während er stockend hervorbrachte: ›Ich weiß jetzt ... wo ich ... diese Art ... Muster ... schon mal ... gesehen habe ... nämlich auf einer ... holographischen Platte!‹

Bevor ich unterbrechen konnte, sprach er weiter. Jetzt geordneter und flüssig. ›Es sieht genau wie ein holographisches Muster aus! Wir haben also einen quasi zweidimensionalen Horizont in Form einer Kugelschale, auf dem sich ein holographisches Interferenzmuster befindet. Die Lösung ist doch ganz einfach: Lassen Sie uns das Hologramm entwickeln!‹

Ich mußte lachen, denn die Situation war grotesk. Wir taten so, als redeten wir über eine Art 'photographischer Platte', die Milliarden von Lichtjahren weit weg war. Dennoch hatte die Idee etwas Faszinierendes.

›Wir haben nichts zu verlieren‹, sagte ich schließlich. ›O'Connor, Sie sind der Informatiker. Schaffen Sie das?‹

›Das sind nur Daten. Lediglich die Datei ist ein bißchen groß.‹ Er überlegte einen Moment. ›Die Daten umzuwandeln ist prinzipiell kein Problem. Es wird nur ein wenig dauern. Nur, was werden wir am Ende sehen, wenn das Hologramm fertig ist?‹

›Im einfachsten Falle sehen wir das Artefakt, das die Messungen verfälscht hat. So etwas wie eine Spinne vor dem Fernrohr vielleicht ... Naja, etwas komplizierter wird es wohl sein‹, setzte ich hinzu. ›Zumindest haben wir dann einen Ansatz, um unsere Daten neu zu überarbeiten.‹

›Und wenn es kein Artefakt gibt? Wenn die Daten stimmen?‹

›Dann werden wir etwas erblicken, das noch kein Mensch vor uns gesehen hat und ich habe keine Ahnung, was das sein könnte. Es könnte ein Blick in die Frühzeit unseres Universums sein oder etwas völlig anderes. Vielleicht entzieht es sich auch unserem Verständnis.‹

O'Connor ging gleich am nächsten Tag an die Arbeit. Er ging mit einer unglaublichen Konzentration zu Werke und vertiefte sich so in seine Welt von Formeln und Axiomen, daß er für Außenstehende kaum noch ansprechbar war. Ich bekam immer häufiger Probleme, seinen Gedankensprüngen zu folgen, wenn er mir Bericht erstattete.

Mit zunehmendem Fortschritt seiner Auswertungen wurde er dann schweigsamer und wirkte, als würde ihn etwas bedrücken. Meinen Fragen wich er aus und sagte, die Daten ergäben noch kein klares Bild und er wolle sich vor mir nicht zum Affen machen. ›Sie wissen, daß Sie mit dieser Arbeitsweise nicht in einem Team arbeiten können?‹ fragte ich ihn einmal, als seine Aussagen wieder einmal besonders vage waren. ›Ich bin Ihr Forschungsleiter und muß wissen, was in Ihrem Kopf vor sich geht. Ob Sie der Aufgabe gewachsen sind! Brauchen Sie Leute, die Ihnen Arbeit abnehmen?‹

›Nein, das ist es nicht! Es ist nur so, daß die Berechnungen länger dauern, als ich geplant habe und daß die Zwischenergebnisse keine Projektion auf das Endergebnis erlauben. Meine Ergebnisse sind vergleichbar mit Ausschnittsvergrößerungen aus einem riesigen Gemälde. Sie sagen für sich wenig aus. Es ist etwa so, als betrachte man ein kleines Stück Haut aus Picassos 'Guernica'. Diese Daten sind das umfangreichste, das ich je bearbeitet habe. Ich empfinde es als sehr frustrierend, daß wir Woche über Woche an Rechenzeit verbrauchen und noch immer keine Vorstellung davon haben, wie unser Ergebnis aussehen wird. Am Ende sitzen wir vielleicht da und

haben nichts, weil ich mich in meinen Planungen irgendwo verrechnet habe und müssen dann von vorne anfangen. Ich habe Probleme damit, diese Unsicherheit auszuhalten.«

O'Connor sah mich dabei mit einem so gequälten Blick an, daß ich spontan Mitleid mit ihm hatte. »Okay, O'Connor, mit diesem Risiko werden Sie leben müssen«, antwortete ich ihm nach einigem Nachdenken. »Das muß ich auch. Es mag sich in manchen Hochglanzfachzeitschriften anders lesen, aber die Wahrheit ist, daß die wirklich großen Entdeckungen immer auf der Basis von Fehlschlägen gemacht wurden.«

Mit dieser eher banalen Aussage gab er sich zufrieden. Sie besserte allerdings seine Stimmung nicht«, beendete Walter seine Ausführungen.

»Die Idee mit dem Hologramm finde ich sehr spannend. Was haben die Daten denn nun ergeben? Irgendwie habe ich auch das Gefühl, daß der junge Mann seiner Aufgabe nicht ganz gewachsen war. Liege ich damit richtig?«

»Oh, er war der Aufgabe sehr wohl gewachsen – zumindest fachlich. Unglücklicherweise hat keiner von uns ernsthaft mit einem Ergebnis gerechnet, das unser Weltbild auf den Kopf stellen könnte. Nur das hat er letztlich nicht verkraftet. Er hat anschließend versucht, das mit sich selbst auszumachen und zog sich völlig aus der Arbeitsgruppe zurück. Unglücklicherweise kann man mit den Dämonen, die wir gesehen haben, nicht kämpfen.«

»Jetzt spannen Sie mich aber auf die Folter.« Mike wirkte ungeduldig. »Was zur Hölle haben Sie denn nun gefunden?«

»Nur Geduld. Sie müssen auch den Weg verstehen, den wir genommen haben. Wenn ich Ihnen einfach das Ergebnis zeige, werden Sie es nicht wahrhaben wollen. Sie müssen wissen, wie wir dorthin gekommen sind!«

Mike wirkte sichtbar unbefriedigt und eine steile Falte bildete sich auf seiner Stirn. Er sah für einen Moment so aus, als wollte er widersprechen. Dazu kam es aber nicht. Er schien sich über etwas klar zu werden und wirkte nach einigen Sekunden wieder entspannter. Die Ringe um seine Augen traten durch das Licht der jetzt tiefer stehenden Sonne deutlich hervor. »Das war respektlos. Ich bitte Sie um Entschuldigung. Bitte erzählen Sie weiter, so wie Sie es für richtig halten. Ich bin hier nicht die Hauptperson.«

Walter sah Mike lange an und wirkte überrascht, als hätte er diese Reaktion nicht erwartet. Dann trat ein warmer Glanz in seine Augen. Es kam unerwartet, an diesem entlegenen Ort auf einen Menschen zu treffen, dessen Geist so offen war. Der sich selbst zurücknehmen konnte, wenn es nötig war. Solche Leute gab es in seiner Arbeitsgruppe zu wenige. Die meisten Mitarbeiter sahen sie lediglich als Durchgangsstation. Ein berühmter Name in ihrem Lebenslauf. Eine Stufe auf dem Weg zu einer Karriere in der Wissenschaft oder Industrie. O'Connor war anders gewesen, aber O'Connor war auch tot. Walter wünschte sich in diesem Moment nichts mehr, als daß er die tragische Entwicklung der Dinge hätte voraussehen können. Einfluß darauf nehmen. Schicksal spielen und Leben retten.

Kapitel 13. O'Connor

Martin O'Connor saß vor seinem Rechner und zitterte am ganzen Körper. Gerade hatte er die VR-Brille abgesetzt. Nein, er hatte sie sich in Panik vom Gesicht gerissen. Bilder, die er nicht verstand, verängstigten ihn zutiefst.

Morgen würde er das Panorama, das er erarbeitet hatte, seinem Mentor zeigen müssen. Er hatte es lange hinausgezögert, in der irren Hoffnung, irgendwo bei der Berechnung einen Fehler gemacht zu haben. Aber Martin O'Connors Gehirn machte keine Fehler. Er tat sich aufgrund seines Alters und seiner geringen sozialen Erfahrung im wissenschaftlichen Umfeld schwer, aber seine mathematische Inselbegabung war herausragend.

Er hatte etwas Glück im Leben gehabt. Es gab in seiner Umwelt immer Freunde, die sein Potential erkannten und förderten. So schaffte er es auch in diese Arbeitsgruppe, obwohl er viel zu jung und vom Alter her eigentlich ein Erstsemester war. Bei diesem Projekt handelte es sich um seine erste wirkliche Herausforderung, und da Professor Stein nicht um seine sozialen Probleme wußte, nicht wissen sollte, gestaltete sich seine Zusammenarbeit mit ihm nicht einfach.

Er hatte sich vorgenommen, es auch so zu schaffen. Es bereitete ihm große Probleme, mit anderen Leuten in einem Team zusammenzuarbeiten. Er bemühte sich sehr, damit umzugehen und es funktionierte in letzter Zeit auch zunehmend besser, jedenfalls, solange nichts Unerwartetes passierte. Er vermied Menschenansammlungen und Gruppendiskussionen. In Vorlesungen und Seminaren saß er immer hinten. Essen ging er spät, wenn die Mensa fast leer und sein gewohnter Platz in der Nische neben dem Gang zu den Toiletten frei war.

Die Programmierung, die nötig war, um die neuen Satellitendaten zu entschlüsseln und die holographischen Interferenzen umzurechnen in etwas, das man sich ansehen konnte, hatte er an einem einzigen, rauschhaften Wochenende niedergeschrieben. Die nötigen Formeln entstanden klar und logisch in seinem Geist und seine Finger brauchten sie nur noch abzutippen. Das war einfach. Schwerer fiel es ihm, zu warten, bis seine Formeln Festplatte um Festplatte des NASA-Serverparks umrechneten. Sie zwangen, ihre Information preiszugeben und deren Essenz an die Workstation seines Mentors überspielen.

Mit Wartephasen konnte er extrem schlecht umgehen. Sein stets wacher Geist verstand nicht, daß manche Vorgänge eben Zeit benötigten. Die langen Wochen ohne Ergebnisse zermürbten ihn und die tägliche Dosis Medikamente, die er nehmen mußte, um die Ungewißheit auszuhalten, stieg. Die Besprechung mit seinem Mentor in der vorletzten Woche hatte ihn zusätzlich gefordert. Zum Glück gab sich Professor Stein mit seiner dürftigen Erklärung zufrieden und bohrte nicht weiter nach. Sonst hätten sie am Ende über seine wirklichen Probleme reden müssen, denn er wäre nicht in der Lage gewesen, ihn anzulügen.

Es beruhigte ihn, daß er das hatte vermeiden können. Das hätte schnell das Ende seiner Arbeiten in Professor Steins Gruppe bedeuten können und das wollte er auf keinen Fall riskieren. An diesem Tag hatten aber die Schmerzen begonnen. Nebenwirkungen seiner Medikamente. Schon ein leises, für andere völlig nebensächliches Geräusch konnte einen Schub Schmerz auslösen, der ihn für Stunden lähmte. Er nahm jetzt auch Medikamente gegen die Nebenwirkungen seiner Medikamente. Gut, daß Marian ihm stärkere Schmerzmittel besorgt hatte. Sie wußte immer für alles eine Lösung. Er hätte nicht gewußt, was er seinem Arzt erzählen sollte.

Er glaubte, daß ein Ende seines Leidens abzusehen sei, denn die Aufarbeitung der Daten näherte sich ihrem Ende. Wie groß war dann die Enttäuschung, als er das von ihm berechnete Panorama zu ersten Mal mit VR-Brille betrachten konnte und sein Gehirn außerstande war, die so mühsam gewonnene bildhafte Information zu interpretieren. Schlimmer noch: Mit jedem Betrachten dieser Bilder wuchs eine Panik in ihm, die er sich nicht erklären konnte und die aus den Bildern zu kommen schien.

Sie ähnelten auf beängstigende Weise einigen seiner Träume. Allerdings erschienen die ursprünglich vertrauten Formen jetzt auf schwer verständliche Art verzerrt. Fremde, nebelhafte Gestalten waberten um ihn herum, flossen ineinander und trennten sich wieder. Was wollten sie von ihm? Versuchten sie, mit ihm zu sprechen? Er schrie ihnen seine Angst entgegen, aber er bekam keine Antwort.

Sobald der rationale Teil seines Verstandes versuchte, sich auf ein Detail zu konzentrieren, glitt es irgendwie nach unten weg, die Konturen verwischten sich und aus dem Nebel materialisierte sich etwas Neues, Unbekanntes. Vermutlich ängstigte ihn dieses Fremde so. Die Bilder sprengten selbst seinen Geist. Er spürte irgendeine mathematische Struktur hinter ihnen, aber jedes Mal, wenn er sich darauf konzentrierte, entglitt sie ihm und die Szenerie manifestierte sich auf neue und in noch weniger vertrauter Form. Was auch immer dort draußen hinter

dem Ereignishorizont des kosmischen Mikrowellenhintergrundes auf die Menschheit wartete, überforderte dreidimensional denkende Wesen wie ihn.

Normalerweise arbeiteten die Aspekte seiner Persönlichkeit mehr oder weniger reibungslos zusammen und bildeten ein normales Bewußtsein. Seit er die Bilder gesehen hatte, überfiel ihn immer öfter das verwirrende Gefühl, daß er eigentlich aus mehreren Teilpersönlichkeiten bestünde. Diese Persönlichkeiten entwickelten ein Eigenleben und je öfter er die Daten betrachtete, desto schlimmer wurde es. Der logische Aspekt seines Charakters hatte sich nach einer Reihe fehlgeschlagener Analyseversuche einfach aus seinem Bewußtsein ausgeklinkt. Er stand überheblich lächelnd in einem Winkel seines Geistes herum und verweigerte jede weitere Zusammenarbeit mit dem Rest seines Bewußtseins. Die verbleibende Persönlichkeit verhielt sich sehr gefühlsbetont, unsicher und versuchte angestrengt, das Fehlen auszugleichen und einen gewissen Modus Operandi aufrecht zu halten. Das gelang ihr aber nur mehr schlecht als recht, denn seine Angst, es nicht mehr zu schaffen, wuchs ständig. Ein weiterer Teil seines Selbst rezitierte unentwegt Gedichte in seinem Geist. Es fiel ihm schwer, das auszublenden. Sein Überlebenswille wurde mit jedem Tag schwächer.

O'Connor überlegte kurz, ob er sich seinem Mentor offenbaren sollte, verwarf den Gedanken aber sofort wieder. Die meisten Leute verhielten sich zwar verständnisvoll, wenn er ihnen erzählte, welche Probleme er im Umgang mit anderen hatte. Die Zusammenarbeit mit ihnen erleichterte das aber keineswegs. Sie gaben sich dann große Mühe, Rücksicht auf ihn zu nehmen, oder das, was sie dafür hielten. Am Ende verstanden sie aber nicht, daß er einfach in Ruhe gelassen werden und allein an seinen Projekten arbeiten wollte. Sie wollten ihn um jeden Preis unterstützen und ihr überbordender Drang zur Kommunikation machte alles nur noch schlimmer.

Die anderen Leute suchten sich die benötigten Informationen nicht einfach selbst zusammen, wie es jeder vernünftige Mensch tun würde. Nein, er mußte es wieder und wieder erklären, daß er sie auf der Straße möglicherweise nicht erkennen würde. Daß er nicht angefaßt werden mochte. Daß sie ihn ansehen sollten, wenn sie mit ihm redeten, damit er ihre Gesichter lesen konnte. Daß er niemals einsam war.

Der Rechner vor ihm meldete sich mit einer Updatenachricht und einem leisen 'Ping'. Ein neuer Schub Schmerzen machte sich auf den Weg, die Barriere zu durchbrechen, die er zu seinem Körper errichtet hatte. O'Connor nahm eine Tablette, die er für solche Fälle jetzt immer dabei hatte. Er schluckte sie mit etwas Wasser herunter und wartete darauf, daß das heiße Pulsieren in seinem Kopf nachließ. Er wollte unbedingt schlafen, denn am nächsten Tag mußte er funktionieren. Dann würde er die Bilder in hochaufgelöster Version im Hörsaal ansehen. Er hoffte inständig, daß seine gesplattene Seele das aushalten würde und daß sein Mentor nicht zu viele Fragen stellte.

Wahrscheinlich verstand der Professor gar nicht, was an diesen Bildern so schlimm war. Martin war sich sicher, daß Walter Stein sie auch nicht interpretieren könnte. Es hatte Monate gedauert, all das zu berechnen, und jetzt besagten die Bilder rein gar nichts. Die ganze Arbeit war umsonst gewesen. Er hatte das Projekt erfolgreich abgeschlossen, aber niemand brauchte die Ergebnisse. *Niemand brauchte ihn.*

Kapitel 14. Walter (16.05.2016)

Walter goß sich ein frisches Glas Wasser aus der Flasche ein, die neben ihm stand, und erzählte weiter: »Es dauerte noch zwei weitere Wochen. Dann meinte er, er hätte jetzt etwas zusammengestellt, das wir uns ansehen sollten. Er bat mich, den 3D-Raum des Instituts benutzen zu dürfen. Das ist ein kleiner umgebauter, halbkuppelförmiger Hörsaal, der an den Wänden rundherum mit LED-Projektionswänden bestückt ist. Dort kann man Simulationen laufen lassen und steht sozusagen im Zentrum des Geschehens. Das war für uns die beste Möglichkeit, die Ergebnisse gemeinsam in ihrer Gesamtheit zu betrachten, ohne VR-Brillen zu benutzen.

Ich verschaffte ihm den Raum für einen der nächsten Tage. O'Connor schloß gleich frühmorgens unsere Workstation an das Projektionssystem an und beschäftigte sich danach stundenlang damit, ein Interface zu programmieren, das die nötigen Datenmengen aus der Workstation verarbeiten und auf die Bildschirme leiten würde. Ich machte mir bereits Sorgen, daß wir den Raum wieder abgeben müßten, ohne etwas zu sehen zu bekommen, aber schließlich war er mit seiner Arbeit zufrieden.

Er bat mich in das Innere des 3D-Raums. Er stand an einem kleinen Tisch in der Mitte der Kuppel und hantierte an der Workstation, die unter dem Tisch plaziert war. Der Raum war abgedunkelt. Nur auf dem Tisch glomm ein schwaches Licht. Gerade stark genug, daß wir unsere Gesichter sehen konnten. O'Connor räusperte sich und begann mit seinem Vortrag:

›Ich bin sehr stolz darauf, an diesem Projekt mitarbeiten zu dürfen. Ich hätte nie gedacht, einmal Zugang zu solchen Daten zu bekommen. Die Qualität der Rohdaten ist herausragend. Sie ist etwa 100-fach höher als alles, das ich kenne. Mir ist allerdings nicht mehr ganz wohl bei der Sache. Seit einigen Tagen weiß ich nämlich, daß wir ein Ergebnis haben. Ich erkenne allerdings auf einem Monitor und auch mit einer VR Brille nicht wirklich viel, weil die zugrundeliegenden Daten vier- oder eher noch höherdimensional zu sein scheinen. Alles sieht aber irgendwie verstörend aus und ich habe ein wenig Angst davor, daß es in dieser Projektion vielleicht genauso wirkt.‹

O'Connors Diktion hörte sich an, als würde er den Text von einem Blatt ablesen. Ich konnte aber nirgendwo ein Stück Papier erkennen. Also hatte er den Text wohl auswendig gelernt.

›Verstörend würde ich nicht als wissenschaftlichen Terminus bezeichnen.‹

›Ich weiß. Vielleicht fällt uns ein intelligenterer Begriff ein, wenn wir die Gesamtheit der Daten gesehen haben,‹ sagte er gestreßt. ›Nun aber zu den Ergebnissen.‹

Er tippte einige Anschläge auf seiner Workstation. An den Wänden glommen helle und dunkle Flecken vor einem grauen Hintergrund. ›Dies ist ein Graustufenbild des kosmischen Mikrowellenhintergrundes, wie er sich bis heute darstellt. Vielleicht sehen Sie die Daten aber zum ersten Mal in drei Dimensionen und mit sich selbst im Zentrum.‹

Ich sah mich in der Simulation um und mit etwas Gewöhnungszeit konnte ich tatsächlich die Strukturen wiedererkennen, die ich aus den zweidimensionalen Abbildungen gewöhnt war, die ich mit entwickelt hatte. Nur waren sie jetzt nicht mehr durch die Projektion auf ein Blatt Papier verzerrt und wirkten daher irgendwie fremd, mehr wie ein schlecht aufgelöster Sternenhimmel.

›Wenn Sie wollen, kann ich es Ihnen auch bunt machen. Das ändert aber den Inhalt nicht.‹ Die Ironie klang gespielt, denn ich merkte, daß seine Stimme zitterte. ›Ich lasse die Darstellung langsam um die X-Achse rotieren. Sonst können wir die untere Hälfte der Projektion nicht sehen.‹ Er tippte weiter und die Wände veränderten sich. Die Konturen wurden schärfer und feiner aufgelöst. Es erschienen die (vielleicht holographischen) Linienmuster, die wir aus dem Datenauszug kannten. Wie sich zeigte, bedeckten sie das gesamte Bild. Was ich sah, faszinierte mich und ich sah mich einige Minuten im Raum um. Ich betrachtete die Strukturen, die am Horizont neu auftauchten und auf der anderen Seite wieder untergingen. Auch wenn ich nahe an die Wände ging, blieb das Bild scharf. ›Die Daten sind wirklich sehr, sehr gut,‹ sagte ich schließlich.

›Ich schalte gleich um in das, was wir aus den Daten berechnet haben. Sehen Sie es sich selbst an. Wir müssen uns jetzt ein Urteil bilden, um was es sich handelt. Ich bitte Sie nur, sich vorher zu setzen. Wie gesagt empfinde ich das, was ich vorab gesehen habe, als sehr beunruhigend.‹

Ich folgte wortlos seiner Bitte. Er tippte wieder auf der Tastatur und das Schwarzweißbild auf den Wänden veränderte sich erneut. Unsere Augen interpretierten die graphische Information auf den Wänden spontan in etwas Dreidimensionales um. Die Wände schienen von einer Sekunde auf die andere zu verschwinden und machten

einem Panorama Platz, in dessen Zentrum wir saßen. Was wir dort sahen, wirkte für menschliche Augen beängstigend fremd und auf schwer erfaßbare Weise verzerrt. Für mich fühlte es sich an, als stünden wir in einer Art Dschungel, nur daß die 'Pflanzen' und 'Tiere' unbeschreiblich waren. Irgendwie erschien mir alles verdreht und folgte einer uns unbekanntem Geometrie. Das Panorama sah so alpträumerhaft aus, daß ich binnen weniger Sekunden kurz vor einer Panikattacke stand und aufsprang. Ich habe noch nie in meinem Leben etwas Derartiges gesehen. Jedes kleine Detail schien in sich auf böseartig wirkende Weise verdreht und entzog sich einer genauen Beschreibung. Sobald man glaubte, ein vertrautes Detail zu erkennen, zerfloß es wieder zu etwas Anderem. Es gab keinen Punkt, an dem das Auge sich hätte festhalten und ausruhen können. Letztlich ist meine Beschreibung deswegen auch müßig. Ich bin mir nicht mal sicher, ob O'Connor das gleiche gesehen hat wie ich.«

Mit diesen Worten beendete Walter seine Erzählung. Die Sonne stand mittlerweile deutlich tiefer am Himmel als zu Beginn ihres Gesprächs. Die Bäume der weitläufigen Parkanlage schimmerten golden und die Strahlen der Sonne griffen wie gelbe Finger zwischen ihnen hindurch. Sie standen mittlerweile im Schatten einer großen Araukarie, deren Stamm in einiger Entfernung aufragte. Ein leichter Wind hatte sich aufgemacht und brachte Mike zum Frösteln.

»Das klingt furchtbar, aber was haben Sie denn da gesehen?«

»Etwas Schreckliches. Etwas außerhalb unseres Universums.«

»Wie kann das sein, wenn das Universum unendlich ist?«

»Ist es das wirklich? Das behauptet nicht einmal die Urknalltheorie. Am einfachsten stellen Sie sich vielleicht vor, daß sämtliche Monstrositäten aus allen Gemälden von Dali gleichzeitig lebendig geworden sind. Das trifft das ein wenig, was ich gesehen habe.

Wir standen beide eine Weile wie versteinert in diesem unirdischen Panorama. O'Connor schrie gequält auf, zitterte wie ich am ganzen Körper und schien kurz vor einem Zusammenbruch zu stehen. Erst als ich ihn anschrill und rüttelte, reagierte er und schaltete die Projektoren ab. Wir saßen danach noch stundenlang dort, beide wie ein Häufchen Elend, und suchten nach Wegen, uns dieses Bild irgendwie logisch zu erklären. Verständlicherweise kamen wir in unserem Zustand aber nicht sehr weit.« Walter holte tief Luft. Sein eigener Bericht wühlte ihn sichtbar auf.

»Hat sich da nicht jemand einfach einen schlechten Scherz erlaubt?«

»Das war auch unser erster Gedanke. Wir haben die Daten aber mehrfach durchgerechnet. Mit anderen Programmen. O'Connor hat sie auf jede denkbare Art von Viren gecheckt. Ich habe auch eine Reihe von Kollegen hinzugezogen, denen ich vertraue und auf deren Meinung ich Wert lege. O'Connor hatte das große Panorama dafür in eine verkleinerte und besser handhabbare Version konvertiert, die auf eine normale Festplatte paßt, in einem gebräuchlichen 3D Format kodiert ist und mit einer VR-Brille betrachtet werden kann. Alle, denen wir die Daten gezeigt haben, reagierten ähnlich verstört auf die Ergebnisse wie wir, konnten aber ebenfalls keine Fehler in der Auswertung finden. Das Ergebnis war immer das gleiche: Bei dem Interferenzmuster auf dem Ereignishorizont handelt es sich zweifellos um ein eine Art Panorama, das etwas zeigt, das sich hinter dem Ereignishorizont – also möglicherweise außerhalb unseres Universums – befindet.«

»Einer dieser Kollegen hat mich übrigens auf Ihre Spur gebracht. Sie haben ihm die Daten wohl versprochen, aber dann doch nicht zugänglich gemacht. Das hat ihn in seinem Ego getroffen und er hat mich um Hilfe gebeten. Mir scheint, er möchte Ihre Ergebnisse wirklich sehen.«

Walter schmunzelte. »Ich vermute ich weiß, wen Sie meinen. Er war sehr gierig nach meiner Arbeit. Er hat wenig publiziert in den letzten Jahren und wohl eine Veröffentlichung gewittert, die seiner Reputation förderlich ist. Ich

habe ihm die Daten tatsächlich vorenthalten, als ich gesehen habe, was sie mit allen Menschen machen, die sie betrachten. Er sollte froh darüber sein.«

»Ich werde einen Weg finden, weiteren, geistigen Schaden von ihm abzuwenden.«

Walter fuhr fort mit seiner Erklärung seiner Ergebnisse. »Sie haben als Wissenschaftsredakteur sicher bereits von einigen der zahlreichen Multiversumstheorien gehört. Ich persönlich glaube, wir haben den dreidimensionalen Aspekt von etwas vier- oder höherdimensionalem gesehen, von dem unser Universum nur ein verschwindend kleiner Teil ist. Das würde die Probleme unserer Gehirne erklären, die erhaltene Information zu interpretieren, und die verstörende, desorientierende Wirkung des Panoramas. O'Connor hat das ganze schlechter verkraftet als ich. Er befand sich von Anfang an nicht in einer stabilen Verfassung und sein Zustand verschlechterte sich im Verlauf der nächsten Tage weiter. Auch mich verfolgen die Bilder seitdem Tag und Nacht, zumal ich sie seitdem noch mehrmals ansehen mußte. O'Connor hat sich ... aber das wissen Sie ja schon. Ich selbst habe lange überlegt, ob ich mit den Ergebnissen an die Öffentlichkeit gehe. Ich habe es gelassen.«

»Ihre Kollegen hat das ganze wohl auch nicht unberührt zurückgelassen. Milde gesagt. Ich bin bei meinen Recherchen auf eine Reihe von Leuten gestoßen, mit denen Sie augenscheinlich Kontakt hatten. Sie sind derzeit allesamt arbeitsunfähig.«

»Das tut mir leid. Es war nie meine Absicht, jemandem zu schaden. Aber Sie sehen, daß es mir selbst auch nicht besser geht. Ich bekomme hier eine gute Behandlung. Die Betreiber dieser Zuflucht verstehen einiges von Medizin und haben Gerätschaften und Medikamente, von denen ich noch nie in meinem Leben gehört habe. Sie helfen mir, damit ich diesen Albtraum im Laufe der Zeit verarbeiten kann. Wäre O'Connor doch nur nicht auf diese Idee gekommen, die holographische Information auf genau diese Art aufzubereiten. Er ist ... er war schon genial auf seine Art.

Was meine Kollegen mit ihrem neu gewonnenen Wissen gemacht haben, weiß ich nicht. Veröffentlichen können sie es nicht, ohne als Idioten dazustehen. Vielleicht machen sie es ähnlich wie ich. Mein komplettes Fachgebiet hat sich binnen einer kurzen Präsentation in Rauch aufgelöst. Oder in Interferenzen, wenn Sie wollen. Meine wissenschaftliche Arbeit ist beendet und ich bin zu alt, um mir ein neues Betätigungsfeld zu suchen.

Jetzt wissen Sie alles, Herr Peters. Bewerten Sie selbst, welchen Schaden ich bereits angerichtet habe, ohne meine Ergebnisse zu veröffentlichen. Ich möchte Ihnen dringend davon abraten, an die Öffentlichkeit zu gehen. Diesen Daten wohnt eine enorme zerstörerische Kraft inne. Jeder, der das O'Connor Panorama betrachtet hat, ist heute krank und wir wissen nicht, ob sich die Traumata wieder zurückbilden werden.

So ganz ohne Beweise dürften Sie außerdem Schwierigkeiten haben, ernstgenommen zu werden. Selbst wenn es Leute gibt, die Ihnen glauben würden, gäbe es letztlich nur eine weitere, neue Verschwörungstheorie auf dem Niveau eines Chemtrails. Wollen Sie das?«

Kapitel 15. Mike (16.05.2016)

Vielleicht lag es an seiner körperlichen Erschöpfung. Die Perspektive, etwas könne sich außerhalb seiner Welt befinden, verstörte ihn jedenfalls. Auf der anderen Seite hatte er für genau diese Geschichte wochenlang recherchiert. Und es könnte eine Bombenstory werden, wenn er sie richtig aufbereitete. In sein körperliches Unwohlsein mischte sich mehr und mehr fieberhafte Erregung. Ein Beweis fehlte noch, aber würde er den von Professor Stein bekommen?

Walter fuhr fort: »Und jetzt möchte ich mich gerne ein wenig ausruhen. Sie glauben doch nicht, daß ich nach dem, was ich gesehen habe, noch eine Nacht ruhig schlafen konnte. Sehen Sie zu, was Sie mit Ihrem Wissen anfangen jetzt, wo Sie es haben.«

»Was haben Sie danach mit den Daten gemacht?«

»Mit den Originaldaten mußte ich nichts machen. Sie sind bei der NASA sicher und auf Grund ihrer Größe gegen Kopieren geschützt. Die komprimierte Zusammenfassung des Panoramas auf unseren Workstations ist verschlüsselt und nur eine unauffällige Datei unter vielen. Ich habe ein paar Kopien gemacht für alle Fälle. Falls ich meine Meinung ändere, auch wenn ich mir das nicht vorstellen kann. Ich will diese Bilder nie wiedersehen. Es reicht mir, daß sie mich in meine Träume verfolgen.«

»Ich würde die Daten natürlich auch gerne sehen – jetzt, wo Sie mir die ganze Geschichte erzählt haben.«

»Sie bereuen es für den Rest Ihres Lebens, das verspreche ich Ihnen. Auch das verkleinerte O'Connor Panorama verknotet Ihnen in wenigen Sekunden die Gehirnwindungen. Ich empfehle Ihnen dringend, mir das einfach zu glauben und die Geschichte zu den Akten zu legen!«

Walter sprach diese Worte so eindringlich, daß er Mike beeindruckte. Ob er nicht doch recht hatte? Vielleicht verrannte er sich gerade in eine Idee und würde die Story wirklich nicht drucken können, weil sie zu heikel war. Andererseits wäre dann seine wochenlange Arbeit für die Katz gewesen. Séb würde das mit einem amüsierten Lächeln zur Kenntnis nehmen und ihn danach fragen, was er als nächstes plante. Aber Marie und der Rest seines Teams hatten ebenfalls viel Zeit in die Recherche gesteckt. Was sollte er denen erzählen? Daß sie außer einer Verkettung seltsamer Ereignisse nichts vorzuweisen hatten und sich Stoff für eine neue Story suchen müßten?

Es half nichts. Etwas mußte er mitbringen von seiner Reise. Mit dem Panorama konnte er wenigstens beweisen, daß es eine Geschichte hinter den Recherchen gab, auch wenn sie vielleicht nicht zur Veröffentlichung taugte. Also mußte er jetzt am Ball bleiben und durfte nicht einfach das Feld räumen. Er sah wieder auf und legte all seine Überzeugungskraft in die kommenden Worte.

»Ich bin nicht hier, um mich vor den Konsequenzen meiner Handlungen zu drücken. Ich muß das sehen! Falls Sie mich lassen. Ich bitte Sie sehr herzlich, mir das zu gestatten. Sie wollen nichts mehr damit anfangen und ich finde vielleicht einen Weg, diese Ergebnisse doch einer Öffentlichkeit zugänglich zu machen.«

»Sie riskieren Ihre Gesundheit und Ihr Leben, und nicht nur Ihr eigenes. Es gibt möglicherweise Leute, die von den Ergebnissen Wind bekommen haben und dafür töten werden, um diese Daten zu erlangen oder unter Verschuß zu halten. Ganz abgesehen von der Frage, ob die Menschheit für solch eine Art Wahrheit bereit ist.«

Mike sah Walter mit einem schwer beschreibbaren Blick an. »Sie können doch nicht von mir erwarten, daß ich jetzt alles auf sich beruhen lasse und wieder meiner Wege gehe?! Kommen Sie, geben Sie mir etwas. Irgendetwas. BITTE!«

Walter sah eine Verzweiflung in Mikes Augen, die ihn für einen Moment an O'Connor erinnerte. Wie damals schon fühlte er sich auch dieses Mal schuldig.

»Sie haben sicher einen Notizblock und einen Stift«, sagte er tonlos.

Mike zog einen kleinen Block und einen Bleistift aus der Innentasche seiner Jacke und reichte ihm beides. Walter schrieb mit zittrigen Fingern einige Zeilen auf das Papier und reichte es Mike zurück.

»Das ist ein komprimierter Link auf ein Backup des Panoramas. Die Zugangsdaten stehen darunter. Benutzen Sie eine VR-Brille. Dann sehen Sie in etwa das, was wir gesehen haben. Aber versprechen Sie mir jetzt bitte in die

Hand, daß Sie vorsichtig sein werden. Ein Mensch mußte deswegen sterben. Sorgen Sie bitte dafür, daß es nicht noch mehr werden!«

Die Sonne ging mittlerweile unter. Es wurde kühl im Park. Mike Peters gab Walter Stein ohne Zögern den erbetenen Handschlag. Dann bedankte er sich und verabschiedete sich höflich. Ihm fröstelte und er entfernte sich leise von Walters Liegestuhl. »Noch eins«, rief ihm Walter hinterher. »Vergessen Sie bitte nicht: Denken Sie an die Verantwortung, die Sie von nun an tragen. Und kommen Sie bitte nicht wieder.«

Mike schüttelte insgeheim den Kopf über Walters ungewöhnliche Wortwahl. Da sich zeitgleich aber ein Security näherte, dessen Route an ihrem Aufenthaltsort vorbeiführte, machte er sich auf den Rückweg und vermied es dabei, von jemandem gesehen zu werden. Sich auf den letzten Metern noch erwischen zu lassen, wäre das Dummste, was er anstellen konnte.

'Es wird noch ein wenig dauern, bis ich wieder etwas Frisches zum Anziehen bekomme', dachte er bei sich. Im nächsten Moment rief er sich zur Ordnung. Derzeit hatte er andere Sorgen.

Die Rückreise verlief schneller und unproblematischer als die Hinreise. Mike schlich sich im Schutz der Kollektoren den Hang hinauf. Er schlief in dieser Nacht vielleicht eine Stunde. Sobald es hell wurde, packte er sein Zelt und seine Ausrüstung ein und machte sich auf den Rückweg zu seinem Auto.

Schon nach wenigen Tagen befand er sich wieder in seinem Pariser Appartement. Als erstes rief er Sébastien über Festnetz an. Der würde sich bestimmt Sorgen machen. Nach langem Klingeln meldete sich der Anrufbeantworter. *'Séb ist bestimmt noch arbeiten. Dort muß ich ihn jetzt nicht stören. Am sichersten erreiche ich ihn morgen auf dem Handy, falls er nicht von sich aus zurückruft.'* Er sprach ihm eine kurze Botschaft aufs Band. Danach meldete sich sein Körper. Auch wenn er unterwegs schon Gelegenheit hatte zu duschen, schien der eigentliche Dreck der Reise noch tiefer zu sitzen. Seine Haut fühlte sich außerdem trocken an und juckte. Er brauchte ein langes, heißes Bad und anschließend eine Flasche mit Körperlotion.

Als er endlich im heißen Wasser lag, umgeben von duftendem Schaum, begann sich sein Körper langsam zu entspannen. Die letzten beiden Wochen hatten ihn mehr als einmal an seine Grenzen geführt. Nur seine Gedanken wollten sich nicht beruhigen. Die Worte von Walter Stein, daß es mittlerweile Leute gäbe, die für die Daten töten würden, beschäftigten ihn. Daß auch seine Tipgeber ihm bereits vor Antritt seiner Reise bereits von unangenehmen Leuten berichtet hatten, die penetrante Fragen stellten, bestätigte Steins Vermutung. Mike wußte, daß er jetzt keinen falschen Schritt machen durfte. Er mußte sich zunächst die Daten besorgen und er mußte es sicherheitshalber auf eine nicht nachvollziehbare Art tun.

Er entschied sich für das TOR Netzwerk. Dazu brauchte er Sébastiens Rat noch nicht. Das würde einige Zeit dauern. Dafür würde der Weg, den die Daten nahmen, sicher verschleiert und niemand würde sehen, daß sie auf seinem Rechner landeten. Nachdem er dem Bad entstieg und wieder trocken hinter den Ohren war, startete er die Software und rief den Link auf, den Walter Stein ihm aufgeschrieben hatte. Nach einigen Sekunden öffnete sich eine weiße Seite mit Paßwortabfrage. Mike trug die erhaltenen Daten ein. Die Abfrage verschwand und eine neue poppte auf: *'What's your duty? Three attempts left before self-destruction of the archive.'*

Mike erstarrte innerlich. Davon hatte Walter Stein nichts gesagt. Mike saß einige Minuten hypnotisiert vor dem Bildschirm. Dann goß er sich ein Glas Rotwein ein. Das half ihm früher schon immer beim Nachdenken. Sein Adrenalinpiegel sank wieder auf normale Werte und seine Gedanken klärten sich. Das Ganze ergab keinen Sinn. Warum sollte er ihm die Zugangsdaten geben, aber das wichtigste verschweigen? Wenn er ihn nur an der Nase herumführen wollte, hätte er das einfacher haben können. Also mußte der Professor der Meinung gewesen sein, daß er, Mike, das Rätsel würde lösen können.

Es half nichts. Er kam nicht drauf. Er klappte das Notebook zu und ging zu Bett.

Mike schlief nicht gut. Düstere Träume von etwas Gefährlichem irgendwo da draußen, das auf ihn wartete, quälten ihn. »*Sie werden es für den Rest Ihres Lebens bereuen!*« erklang es in seinem Kopf. »*Es gibt Leute, die für die Chance töten würden, die vor Ihnen liegt*«, kicherte jemand mit überschnappender Stimme. »*Vergessen Sie es bitte nicht! DENKEN Sie!*« Das war die Stimme von Walter Stein. »*Ich will den Stick. Geben Sie mir den Stick!*« lispelte eine andere Stimme. Die Visionen schienen kein Ende zu nehmen. Dennoch brachte Mike es irgendwie fertig, ein wenig Ruhe zu finden und als er die Augen aufschlug, fühlte er sich erfrischt.

Der Blick in den Spiegel verhiess nichts Gutes. Die dunklen Ränder um die Augen wirkten mittlerweile wie ein permanenter Begleiter. Fast hatte er sich an ihren Anblick gewöhnt. Ein paar Tage Urlaub wären jetzt schön. Urlaub mit einem geliebten Menschen. Jemanden, den er erst noch finden mußte.

Die zweite Tasse Kaffee brachte die Erleuchtung und die Puzzleteile fügten sich zusammen. Was hatte ihm der Professor hinterhergerufen? '*Denken Sie an die Verantwortung, die Sie von nun an tragen!*' Das mußte das Schlüsselwort sein. Er hechtete zum Notebook und rief die Seite neu auf. '*What's your duty? Two attempts left before self destruction of the archive.*' Mist, der Abbruch war also als Fehlversuch gezählt worden.

Mike tippte 'Verantwortung' ein. Er zögerte einen Moment. Dann drückte er die Eingabetaste. Einige Sekunden passierte nichts. Dann erschien die Eingabeaufforderung erneut: '*What's your duty? One last attempt left before self-destruction of the archive.*'

Wie gelähmt saß er vor dem Bildschirm. Das konnte nicht sein. Hatte er sich vertippt? Bestimmt nicht. Was hatte er übersehen? In Gedanken nahm er einen weiteren Schluck Kaffee. Verantwortung. Verantwortung ... Wo war das Problem? Komm, zeig Dich! Noch ein Schluck. Klar! Der Professor war Engländer. Sie hatten französisch gesprochen. Der Akzent war zwar dezent, aber unüberhörbar gewesen. Mike erinnerte sich an die Vita des Professors, Walter Stein hatte in Cambridge studiert und eine Professur in Princeton gehabt, ehe er an das Institut Henri Poincaré gewechselt war.

Dann war die Lösung klar. Er tippte 'responsibility' in Kleinschreibung ein, hoffte inständig, daß dies die richtige Schreibweise war und drückte entschlossen die Eingabetaste. Wieder passierte eine Weile nichts. Dann erschien eine Meldung: '*Archive preparing for download. Please stand by ...*'

Die Sekunden tröpfelten zu Minuten. Der Bildschirm begann, eine hypnotische Kraft auszuüben. Die unausgesprochene Perspektive baldiger Veränderung verhinderte, daß er den Blick davon abwenden oder auch nur blinzeln konnte. Selbst in diesem Sekundenbruchteil konnte etwas Entscheidendes geschehen, das er dann für immer verpaßt hätte. Nach einer knappen Viertelstunde – seine Augen brannten schon – öffnete sich endlich der Downloadprompt und er drückte auf 'speichern'.

Danach sah man einen Fortschrittsbalken. Der Geschwindigkeit der Bewegung nach würde es Tage dauern. Wochen vielleicht. Das TOR Netzwerk fiel noch niemals durch Nutzerfreundlichkeit oder besondere Geschwindigkeit auf. Mike übergab den Download an einen Downloadmanager. Jetzt, wo er endlich lief, durfte er auf keinen Fall wieder abrechen.

Kapitel 16. Sébastien (19.05.2016)

Die Sonne ging gerade unter, als Sébastien nach Hause kam. Diese Woche begann wie eine Vorhölle und heute wurde es noch schlimmer. Gleich mehrere Rechner rauchten nach einem Wasserschaden im Serverraum ab und

das Netzwerk lief alles andere als zufriedenstellend, solange der Ausfall nicht kompensiert und die neuen Rechner konfiguriert waren. Es gab viel Arbeit für ihn. Normalerweise hätte er Hilfskräfte anfordern müssen. Unglücklicherweise war aber auch die IT der GPA chronisch unterbesetzt, so wie fast jede IT im Lande.

Er selbst fühlte sich seit einigen Tagen krank. Ihm war oft übel. Morgens kam er nicht aus dem Bett und in seinen Knochen nistete tagsüber eine bleierne Müdigkeit. Nachts schlief er schlecht und hatte Alpträume der übleren Sorte. So lief er die ganze Zeit am Limit.

Normalerweise hätte er sich krankgemeldet. Das hätte diesmal allerdings bedeutet, das Firmennetz sich selbst zu überlassen mit dem Risiko, daß es durch ein unvorhergesehenes Ereignis ganz zusammenbrach. Er traute Basile, seinem neuen Co-Administrator nicht zu, den Laden ganz allein zu schmeißen. Dazu verhielt der sich in den letzten Monaten einfach zu seltsam.

Also schleppte er sich trotz seiner Schwäche jeden Morgen zur Arbeit. Heute hatte er lange im Serverraum geschraubt, bis die neuen Rechner-Einheiten installiert waren und er alles ordnungsgemäß verkabelt hatte. Ihn fröstelte immer noch, denn die Klimaanlage lief dort permanent auf Hochtouren, um die Abwärme der Rechner aufzufangen. Zusätzlich litt er unter quälendem Durst und er trank reichlich von dem neuen isotonischen Getränk aus seinem Vorrat. Es schmeckte ihm zwar nicht, irgendwie zu süß. Leider gab aber gerade nichts anderes. Er nahm sich vor, künftig eine andere Sorte zu kaufen.

Er hätte die Aktion mit einem Helfer binnen einer Stunde beenden können. Basile gab aber vor, mit etwas Wichtigerem beschäftigt zu sein und Sébastien hatte keine Lust, mit ihm deswegen zu diskutieren. Also zog er es allein durch.

Er fühlte sich todmüde und seine Augen brannten. Wenn er nicht zwischendurch immer wieder die Arbeit hätte unterbrechen müssen, um Druckerprobleme in der Buchhaltung zu lösen (*'Der druckt einfach nicht. Ich weiß auch nicht, was er hat. Ich habe nichts gemacht!'*), wäre die Aktion auch in einer Stunde erledigt gewesen. So zog sie sich aber über den halben Tag hin und die ständigen Wechsel zwischen kühlem Serverraum und den überheizten Büros zehrten weiter an seiner Kondition. Sogar sein geliebtes Sportstudio ließ er heute ausfallen. In den letzten Tagen hatte er es immer noch irgendwie geschafft, sich dorthin zu schleppen und wenigstens ein paar Übungen zu machen.

'Ich haue mich morgen besser einen Tag ins Bett. Sonst werde ich noch ernsthaft krank.' dachte Sébastien sich, als er ins dunkle Wohnzimmer trat. Bevor er das Licht anknipste sah er auf seinem Sekretär noch den Anrufbeantworter blinken. Dann schüttelte ihn ein Hustenanfall und er ging schwankend zurück in die Küche. Er brauchte zunächst einen heißen Tee. Sonst konnte er den Abend vergessen. Während der Wasserkocher anfang zu summen, wusch er sich im Bad mit kaltem Wasser das Gesicht ab. Sein Abbild im Spiegel gefiel ihm nicht. Zu hohläugig. Das kalte Wasser erfrischte ihn, aber seine Stirn fühlte sich heiß an. Sicher schleppte er eine Grippe mit sich herum.

Sébastien inspizierte das geschwungene Regal neben dem Waschbecken. Es stand randvoll mit Cremes und verschiedenen Wässerchen zur Körperpflege. Er entschied sich für eine leichte Gesichtscrème, die er sich vorsichtig mit den Fingerspitzen rund um die Augen tupfte. Bis morgen abend mußte er wieder fit sein, denn er hatte ein Date mit Sophie, der blonden Kellnerin aus dem 'Chez Marianne'. Sie schien ziemlich auf ihn zu stehen und sie hatten sich nach Mikes Verkupplungsaktion noch lange unterhalten. Leider gab es in den letzten beiden Wochen wenig Zeit für ein ausführlicheres Treffen. Er hatte sie nur einmal im 'Chez Marianne' besucht, und erfolglos versucht, sie zur Teilnahme an der Soirée Dalida zu überreden.

So ging er schließlich mit Marie hin. Ohne seinen besten Freund fehlte aber etwas, auch wenn es ziemlich spät wurde. Er gestand sich ein, daß er Mikes Gegenwart vermißte und auch Marie verhielt sich nicht so fröhlich wie sonst.

Morgen würde er sich auskurieren und er hatte vor, sich das Wochenende mit Sophie durch nichts und niemanden stören zu lassen. Höchstens durch seinen Seelenbruder, wenn der denn endlich von seiner Reise zurückkam. Außer ein paar Memos auf Telegram hatte er bis jetzt wenig erfahren und er machte sich große Sorgen um ihn. Die Netzabdeckung in den chilenischen Anden war erwartungsgemäß suboptimal und falls Mike seine Möglichkeiten doch überschätzt hatte, gab es niemanden, der ihm zu Hilfe kommen konnte.

Der Wasserkocher piepte. Sébastien ging zurück in die Küche und füllte einen Löffel Teeblätter aus der 'Mariage Frères' Dose in den Filterbeutel. Tief sog er den feinen Geruch ein, als er ihn in seinen Lieblingsbecher hängte und mit heißem Wasser aufgoß. Mit dem wärmenden Teebecher in den Händen begab er sich ins Wohnzimmer und machte es sich auf der Couch vor dem Fernseher gemütlich.

Er trank einige Schlucke und rief währenddessen die Nachrichten auf seinem Smartphone ab. Auf Telegram fand er eine kurze Mitteilung von Mike, daß er auf dem Rückweg sei. Wenigstens etwas. Er befand sich also nicht mehr in Gefahr. Dann setzte plötzlich Schüttelfrost ein. Er holte sich schnell noch die Decke aus dem Schlafzimmer und mummelte sich ein. Die Spätnachrichten hörte er nur noch mit einem Ohr. Dann nickte er weg.

Er schlief unruhig und durchlebte wieder Albträume, aus denen er sich nicht lösen konnte. Als er zwischendurch etwas wacher wurde, mußte es Nachmittag sein. Die Sonne schien strahlend ins Zimmer. Sébastien fühlte sich fiebrig und sehr schwach. Er stand auf, öffnete das Fenster und ließ frische Luft von draußen herein. Eine Weile stand er am Fenster und genoß die Wärme der Sonne. Anschließend ging er mit weichen Knien in die Küche, denn sein Magen knurrte. Er öffnete den Apothekerschrank, in dem er seine Lebensmittel aufbewahrte und wärmte sich einen Tetrapak Liebig-Suppe auf.

Während der Topf auf kleiner Flamme stand, überlegte er, ob er sich im Bad noch etwas zurechtmachen sollte. Heute Abend mußte er perfekt aussehen. Sophie hatte einen freien Abend und würde ihn besuchen. Vielleicht fühlte er sich noch nicht gesund genug, um sie in ein Restaurant auszuführen, aber sie konnten etwas zu Essen bestellen und sich besser kennenlernen. Vielleicht ergab sich auch etwas, aber er wollte das nicht übers Knie brechen. Sophies Anwesenheit verursachte ein Kribbeln in seinen Eingeweiden, das er schon lange nicht mehr gespürt hatte. Etwas in ihm riet ihm, ihr nicht zu nahe zu treten, ehe sie es nicht zuließ.

Die heiße Suppe schmeckte gut, aber linderte seine Schwäche nicht. Nach einigen Löffeln wurde ihm plötzlich übel und er ließ den Rest stehen. Zusätzlich quälten ihn Kopfschmerzen und das Licht erschien plötzlich zu hell. Sébastien richtete sich wieder auf dem Sofa ein, nachdem er Fenster und Vorhänge geschlossen hatte. Etwas mußte er noch tun, aber er erinnerte sich nicht genau. Wollte er Mike kontaktieren? Seine Gedanken verwirrten sich zusehends. Er klappte sein Notebook auf und startete es. Er mußte seine Mails checken. Er mußte ... die Augen fielen ihm zu und er sank wieder in einen leichten, fiebrigen Schlaf.

Den Fingerabdrucksensor und das Login in das Betriebssystem bekam er noch mit. Daß sich der Mauszeiger auf dem Notebook plötzlich von selbst bewegte, sah er nicht mehr. *Er träumte von Mike, der allein im Dschungel um Hilfe rief. Er mußte ihm helfen. Er lief und lief, aber er kam nicht von der Stelle. Mikes Stimme wurde schwächer. Er hatte sich verletzt und brauchte ihn. Sein bester Freund befand sich in Lebensgefahr. Sébastien spürte eine Verzweiflung in sich, wie man sie nur in dieser Art von Träumen erlebt. »Mike, halte durch, ich komme!« schrie er laut auf.*